

Werk

Titel: Neue Quellen

Ort: Weimar

Jahr: 1965

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0027|log29

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Neue Quellen

ANDREAS FLITNER

Goethe an Wilhelm von Humboldt

Ein unbekannter Brief
und vier weitere Originale
aus dem Archiv Schloß Tegel

Jena den 22. August 1806.

Vor meiner Reise nach Carlsbad ging es bey mir etwas verworren zu, bis ich mich losmachte und endlich die heiße Quelle erreichte. Fest hatte ich mir vorgenommen Ihnen von dortaus zu schreiben; allein der Gebrauch des Wassers, die daraus folgende Abspannung, die Zerstreuung unter so viel neuen Bekannten und seit vielen Jahren nicht gesehenen, mehr oder weniger interessanten Individuen brachte mich auch dort um einen Tag nach dem andern, so daß ich jetzt erst wieder in dem alten Jena und den bekannten klösterlichen Schloßzimmern bey einiger Sammlung und freyerm Rückblick mich meiner theuren Pflicht erinnere Ihnen wieder einmal ein Wort zu sagen.

Zuvörderst also will ich von meinem Befinden reden, weil ich melden kann, daß es sich sehr gebessert hat. Ich habe während der ganzen Kurzeit und auch nachher keinen Anfall meines Uebels, ja nicht einmal eine Andeutung gehabt, und was man mir von diesem Wasser versprochen und was ich in frühern Zeiten freylich selbst schon erfahren hatte, ist völlig eingetroffen. Wenn ich mich diät und ordentlich halte, so hoffe ich durch diesen Winter glücklich durchzukommen und auf künftiges Frühjahr die Kur noch etwas regelmäßiger und länger vorzunehmen.

Zunächst sollen Sie Dank haben für Ihr schönes Gedicht, das uns jene herrliche Stadt und einen werthen Freund zugleich vergegenwärtigte. Sie haben sehr wohlgetan die Resultate früherer Eindrücke und die Resultate Ihres römischen Lebens auf diese Weise zu vereinigen. Die ersten Blicke unserer Jugend nach etwas entferntem Bedeutenden waren doch auf Rom gerichtet und ein Aufenthalt daselbst ist das Complement des Daseyns eines gebildeten Menschen. Sehr glücklich war der Gedanke auch Grie-

chenland in Rom darzustellen, wie es ehemals auf so mancherley Weise dieser Herrscherinn der Welt einverleibt wurde. Wäre ich jünger und lustiger, so schrieb' ich ein zweytes Buch römischer Elegien aus diesem Sinne; und wenn ich Ihnen von einer Seite die guten Gedanken und die 30 gute Ausführung von Herzen gönne, so verdrießt mich's doch, daß ich nicht zur rechten Zeit selbst drauf gefallen bin. Haben Sie also Dank in jedem Sinne von uns die wir Rom kennen und von denen, die Sie zu einer Reise dahin anfeuern.

Von Ihrem Herrn Bruder hab' ich lange nichts gehört. Sein Werk das er 35 allen Naturfreunden und mir besonders zugesagt hat, erscheint noch nicht und ich möchte gar zu gern wieder einmal was Besonderes lesen, da uns die Flamme des Allgemeinen zu Asche wegzubrennen droht. Ich hoffe Sie erhalten die Jenaische Literaturzeitung noch wie sonst, wodurch Sie manches Wunderbare erfahren werden. Auch ist mir in diesen Tagen ein Buch 40 zugekommen, von dem ich etwas sagen muß, ob ich es gleich nur durchlaufen, nicht durchlesen habe. Es heißt: Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft von Steffens, zum Behuf seiner Vorlesungen. Es hat, damit ich recht wie ein Recensent spreche, nur 204 Seiten in groß 8^o. Sie kennen diesen trefflichen Kopf von früherer Zeit, und auch dieses Büchlein ist höchst dankenswerth, nur gestehe ich gern, daß ich es nicht ohne 45 Kopfschütteln lesen konnte. Er geht auf dem Wege der Naturphilosophie und das ist auch nach meiner Meynung schön und gut; aber ich weiß nicht, gerade die höchsten Ideen, wenn sie sich unmittelbar verkörpern, machen eine Art von frazzenhafter Erscheinung. Erfreulich ist es auf jenes wünschenswerthe Ziel hingewiesen zu werden, daß aller Zwiespalt aufgehoben, das Getrennte nicht mehr als getrennt betrachtet, sondern alles aus Einem entsprungen und in Einem begriffen, gefaßt werden solle. Wenn es nun aber ans Werk geht und diese Forderung soll erfüllt werden; so kommen mir die Herren vor wie die Christen, die, um uns ein Leben nach 55 dem Tode zu versichern, das Leben vor dem Tode zum Tode machen. Ich bin recht wohl überzeugt, daß durch That, Kunst, Liebe die größten Widersprüche gehoben werden; wie es aber der Wissenschaft gelingen wird, lasse ich dahin gestellt seyn. Indessen versichern uns die Herren mit glatten und eindringlichen Worten, daß der Friede Gottes wirklich bey 60 ihnen eingekehrt, daß vor ihnen weder Tag noch Nacht sey, daß sie Abso- lutes und Bedingtes, Nothwendigkeit und Freyheit, Vergangenes Gegenwärtiges und Künftiges, Unendliches, Endliches und Ewiges so vereint in sich tragen, daß auch nicht der mindeste Mißklang weiter für sie vernehmlich sey. Weshalb wir sie denn zuletzt wohl seelig, wo nicht heilig 65 preisen können.

So viel ich bis jetzt an dem Buche habe gewahr werden können, so sind diejenigen Theile, welche Steffens schon früher behandelt, hier in gedrängter Kürze in erfreulicher Consequenz und Reinlichkeit aufgestellt.
70 Aus diesen Capiteln dringt sich einem der Gehalt reichlich entgegen. Weil es aber nun die Grundzüge der ganzen Naturwissenschaft seyn sollen, so scheint ihm hier und da die Erfahrung auszugehn, die Stellen werden dunkel und zweydeutig, öfters unverständlich, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht zuletzt hohl befunden würden. Uebrigens tritt er bey sol-
75 cher Gelegenheit sachte genug auf, und wird künftig wohl nach Prophetenart versichern, daß er alles in seinen Weissagungen schon eingeschlossen habe.

Die allgemeineren Stellen, besonders von vorn herein, sind vortrefflich geschrieben. Ich müßte mich sehr irren, oder ich sehe Schleyermachers
80 Züge darin. Wie es aber weiter in den Text kommt, dann tritt die seltsame Sprache hervor mit der wir dergestalt gestraft sind, daß wir sie fast selbst nicht mehr vermeiden können. Freylich lag es in der Natur der Sache, daß man, um in die Tiefe der Natur mit Worten einzugreifen, sich der Zeichen aus andern Wissenschaften und Menschenbemühungen bemäch-
85 tigen mußte, welche auch in die Tiefe gegangen waren. Auf diese Weise ist eine Symbolik entstanden, die ich keinesweges tadle, die aber etwas höchst wunderliches und zugleich etwas Gefährliches in sich hat. Die Formeln der Mathematik, der reinen und angewandten, der Astronomie, Cosmologie, Geologie, Physik, Chemie, Naturgeschichte, der Sittlichkeit,
90 Religion und Mystik werden alle durcheinander in die Masse der metaphysischen Sprache eingeknetet, oft mit gutem und großem Sinne genutzt; aber das Ansehn bleibt immer barbarisch. Nun tritt das Gefährliche hervor, das diese Sprache mit jeder andern gemein hat. Ich weiß recht gut, daß man einen Schall an die Stelle der Sache setzt, und daß man diesen
95 Schall wieder oft als Sache behandelt, und daß man diesem qui-pro-quo nicht immer ausweichen kann. Aber in der complicirten höhern Kunstsprache, von der die Rede war, hat es jetzt schon sehr üble Folgen, daß man das Symbol, das eine Annäherung andeutet, statt der Sache setzt, daß man ein angedeutetes äußres Verhältniß zu einem Innern macht und sich
100 auf diesem Wege aus der Darstellung in Gleichnißreden verliert. So sind Nord und Süd, Ost und West, Oxygen und Hydrogen schon solche Scherwenzels und die Flügelmänner einer wunderlichen Topik, daß man aus dem besten Willen herausgeschreckt wird. Ich sage nochmals, daß ich dem Gebrauch einer solchen Symbolik gar nicht feind bin, vielmehr sie anzu-
105 wenden mich oft genöthigt fühle; doch gehn die Herren über meine Ueberzeugung weit hinaus, und es ist unangenehm, gerade diejenigen lassen zu müssen, die man so gern begleitete.

Von allen diesen Dingen werden die Literaturzeitungen wahrscheinlich das Weitere überliefern. Doch muß ich noch eines traurigen Falles gedenken, wie nehmlich die idealen Ansichten, wahrscheinlich in Gesellschaft irdischer Leidenschaften, ein gar hübsches Gefäß zerstört haben. Die unter dem Nahmen Tian Ihnen gewiß bekannte Fräulein von Günterrode, die uns noch vor kurzem ein paar merkwürdige kleine Gedichte in dramatischer Form gegeben, hat ihre eigene Form zerbrochen; eine That die, wie Sie denken können, viel zu reden giebt. 110 115

Uebrigens verschlingt das Schicksal des deutschen Vaterlandes alle Aufmerksamkeit des Publicums. Müller, Genz, Arndt und andre rufen den alten Patriotismus in sehr gelesenen Schriften vergebens an. Iffland führt die Gestalt D. Luthers auf dem Theater hervor und man hat bemerkt, daß zu eben der Zeit, als Kaiser und Churfürsten in größter Pracht sich in Berlin über die Scene bewegten, sey das heilige römische Reich so eben verschieden. Ich lese in den Zeitungen, daß Sie, mein Verehrter, an den neuen König von Neapel accreditirt sind. Ich wünsche gute Verrichtung und empfehle mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu fortdauernder Freundschaft. Habe ich Sie von Norden her mit einer Igelborstigen Metaphysik unterhalten, so lassen Sie mir von Süden aus etwas von glatter Natur und erfreulicher Kunst vernehmen. Leben Sie tausendmal wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin aufs beste. 120 125

G.

Brief von der Hand Riemers; die letzten neun Worte des Textes sind von Goethe eigenhändig hinzugesetzt. Von anderer Hand ist auf dem ersten Blatt oben vermerkt: f. 17 ibd. 1806 Göthe. Zur Textgestalt:

Z. 100 sind) korrigiert aus ist

Z. 112 Tian Lateinschrift

Z. 112 Günterrode) korrigiert aus Güntherrode

Unter den Resten des Humboldt-Nachlasses, die der Auslagerung und Zerstörung während des Krieges entgingen, befindet sich eine Mappe mit fünf Briefen Goethes an Wilhelm von Humboldt. Sie gehört zu dem Teil der Akten, der 1945 von der Militärregierung beschlagnahmt und 1958 in der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, Unter den Linden, als „Archiv Schloß Tegel“ deponiert wurde.

Das Archiv wurde um 1930 von Reinhold von Heinz, dem Enkel der Gabriele von Bülow (Tochter Wilhelm von Humboldts), neu geordnet; dabei müssen diese Briefe zum Vorschein gekommen und in der Mappe zusammengelegt worden sein. Erst 1963 jedoch wurde von Frau Ilse Foerst-Crato während ihrer Arbeiten über Karoline von Humboldt festgestellt, daß einer dieser Briefe nicht in der Weimarer Ausgabe enthalten ist. Eine genauere Prüfung bei Archivarbeiten für unsere Humboldt-Ausgabe im Sommer 1964 ergab, daß nicht nur dieser kostbare Brief von 1806 bisher gänzlich unbekannt ist, sondern daß auch die vier anderen,

darunter der berühmte letzte Brief Goethes, im Original noch nicht aufgetaucht, sondern nach Konzepten oder Abschriften veröffentlicht waren. Für Hilfe und Hinweise habe ich Herrn Dr. Wolfgang Herwig in Tübingen, für die Identifizierung der Schreiberhände Frau Dr. Dorothea Kuhn in Marbach sehr zu danken. Die Briefe werden hier abgedruckt mit freundlicher Erlaubnis von Frau Marie-Agnes von Heinz; der folgende Aufsatz sei ihr gewidmet.

Im April 1806, vor Goethes Reise nach Karlsbad, hatte ihm Humboldt aus Rom sein Gedicht über die ewige Stadt zugesandt. Die 61 Stanzas zum Preise Roms waren sein erster Versuch, als Dichter in die Öffentlichkeit zu treten. „Es ist mir gewissermaßen klar“, so schrieb er an die Adressatin Karoline von Wolzogen, „daß im Moment, da ich die Schwelle der Dichtung betreten, ich auch meinen Gipfel erreicht habe. Ich würde nie darüber hinauskommen, und werde es daher nicht leicht wieder versuchen, und doch ist, meinem innersten Gefühl nach, nur in poetischen Compositionen eigentlicher Genuß“¹. Entstanden ist das Werk offenbar in dem Gedanken, daß der Römischen Zeit durch die politischen Ereignisse ein vorzeitiges Ende drohe und daß ihr Ertrag und Humboldts eigentümliches Erleben dieser Stadt noch seinen poetischen Ausdruck finden müsse.

„Heute schicke ich Ihnen . . .“, schreibt er Goethe am 12. April, „die Arbeit der letzten sechs Wochen, die ich Ihnen mit mehr Scheu übergeben würde, wenn ich nicht Vertrauen hätte zu der Empfindung, die sie ausdrückt und die auch Ihnen wert ist – die Liebe Roms. Solange ich hier bin, habe ich einen gewissen Drang gefühlt, mich über diesen Gegenstand auszusprechen. Das Resultat ist sehr unter dem geblieben, was ich im Sinn hatte. Aber mit Aufmerksamkeit gelesen, glaube ich doch, daß es eine treue Rechenschaft von dem gibt, was die Jahre meines hiesigen Aufenthalts auf mich gewirkt haben . . .“ – „Ich habe wirklich während der Arbeit nichts anderes zu tun gehabt als gewissermaßen mich selbst abzuscribe. Ich habe Rom wirklich als das geschildert, was es mir gewesen ist und noch ist und was mir nur nach und nach, nur durch lange Zeit klar geworden ist, als einen Punkt, der wie durch ein Wunder die Summen alles Lebens und aller Geschichte an der Stirne trägt und, wie eine Statue auf den Sinn, eine edle weibliche Gestalt auf die Empfindung, so auf den ganzen und tiefsten Menschen wirkt.“ Zu mancherlei neuen Betrachtungen habe ihn diese Arbeit eingeladen. Er habe Gedichte Schillers und Goethes genauer untersucht und sei damit der Theorie des wahrhaft Poetischen näher gekommen. „Der Ausübung werde ich durch ein radikales Unglück meiner Natur immer fernbleiben, da ich auch zu dem, was noch einiger-

¹ Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, 2. Bd, Leipzig 1849, S. 9.

maßen poetisch in mir und meinen Arbeiten sein mag, doch immer nur durch den Stoff komme oder wenigstens nicht rein durch die Form . . .²

So ist es denn auch nicht die Poesie dieses Werkes, auf welche Goethe – nach langem Schweigen – in seinem Dankbriefe eingeht, sondern allein der „Stoff“, vor allem der Gedanke, „Griechenland in Rom darzustellen“. Damit hat Goethe gewiß nur ein Moment des großen Gedichts hervorgehoben, aber wohl das Hauptstück des Humboldtischen Rom-Bewußtseins erfaßt. Im Gedicht wird der Übergang der Kunst und des Geistes aus dem unvergleichlichen Hellas in die glanzvolle Macht Roms ausführlich und halb mythologisch dargestellt:

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Größe Macht,
Drang der Geist von Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menschenschicksals Nacht.

Wir dürfen vermuten, daß auch Humboldts fragmentarische Schrift „Latium und Hellas“, die im gleichen Jahre entstand, auf diesen Gedanken hätte hinausollen: daß der weltgeschichtliche Sinn des Römischen Reiches in der Erhaltung und Ausbreitung des griechischen Erbes zu finden sei.

Ewig hätt' Homerus uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt.

In Rom allein ist die Fülle griechischer Denkmäler anzutreffen und darum der Geist Griechenlands noch lebendig. Und damit verwoben ist der andere Gedanke, der den Besucher der ewigen Stadt erhebt: daß ihre Trümmer nicht tote Zeugen der Vergangenheit bleiben müssen, sondern daß sie durch den rechten Blick wieder ergänzt und belebt und damit für die Gegenwart erweckt werden können:

Nichts soll von der langen Vorzeit bleiben,
Was nicht lebend trägt die Gegenwart³.

Humboldt hatte diesen Gesichtspunkt in einem früheren Briefe an Goethe ausführlich entwickelt und dabei – mit wieviel Recht! – gegen das geistlose Ausgraben der Ruinen gewettert. „Es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein.“ Wer Rom ausgraben, anbauen und „zu einer polizierten Stadt machen wollte“, der erst würde das Lebendige in ein Vergangenes und Totes verwandeln. Nur in den

² Rom, 12. April 1806. Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt, hg. v. L. Geiger, Berlin 1909, S. 198.

³ Rom, von Wilhelm v. Humboldt, Berlin (1805) ²1823, S. 17, 20, 31 (St. 25, 30, 53).

überwachsenen Ruinen und in der „göttlichen Anarchie“ des heutigen Lebens „bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht“⁴. Diesen Anruf an die Heutigen, die Ruinen und Schatten Roms mit ihrem Anschauen zu beleben, hat Goethe aus dem Gedichte vernommen, wenn er Humboldt Dank sagt „von uns, die wir Rom kennen und von denen, die Sie zu einer Reise dahin anfeuern“.

Die sich anschließende Frage nach W. v. Humboldts Bruder Alexander und nach dessen Werk, „das er allen Naturfreunden und mir besonders zugesagt hat“, bezieht sich auf den ersten Bericht von den südamerikanischen Forschungen. Das baldige Erscheinen dieses Buches hatte Alexander von Humboldt dem Dichter schon im Februar angekündigt, ebenso wie seine Absicht, es Goethe zuzueignen⁵. Goethe hatte sich damals bereits Gedanken über eine würdige Rezension in der Jena'schen Literaturzeitung gemacht und an Knebel, als ein streng zu hütendes Geheimnis, auch diese Ankündigung Alexanders schon mitgeteilt. „Wie sehr wir Ursache haben, auf seine Naturgemälde der Tropenwelt zu verlangen, brauche ich nicht zu sagen.“⁶ Das Werk ist jedoch erst im Frühjahr 1807 unter dem Titel „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer“ erschienen und von Goethe sowohl um der „Belehrung“ als auch der schönen Widmung willen freudig aufgenommen worden⁷.

Die Frage Goethes nach „was Besonderem“ leitet in dem Brief jedoch nur über zu einer Besprechung jenes Buches, in dem die Gefahren des „Allgemeinen“ dem Schreiber gerade in diesen Tagen so deutlich vor Augen standen: nämlich Henrik Steffens' „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft“. Das soeben erschienene Werk scheint Goethe für einige Zeit mehr als anderes bewegt zu haben. Er kommt in Tagebuch und Korrespondenz mehrfach darauf zurück, notiert es als einen der Beschäftigungsgegenstände in den Tag- und Jahresheften⁸ und hat an seiner Hand offenbar ganz von neuem seine Stellung zu der romantischen Natur-spekulation durchdacht. So scheint er Wilhelm von Humboldt gegenüber, für den dieser Gegenstand nach der langen Korrespondenzpause ein recht

⁴ Brief Humboldts aus Marino, 23. August 1804 (Geiger, S. 186 f.). Vgl. auch Brief an Karoline v. Wolzogen 23. Juli 1806 und an den Erbprinzen Georg 4. April 1807 (Polit. Briefe I, GS. XVI, S. 56 ff.).

⁵ Berlin, 6. Februar 1806 (Geiger, S. 297 f.).

⁶ 26. Februar 1806 (WA IV 19, S. 109); 14. März 1806 (WA IV 19, S. 115).

⁷ 18. März 1807 an Cotta (WA IV 19, S. 285); Tgb. v. 17.–31. März (WA III 3, S. 199 bis 202); Dankbrief an Alexander v. Humboldt, 3. April 1807 (WA IV 19, S. 296); dazu Tgb. 10. und 13. April 1807 (WA III 3, S. 204 f.).

⁸ Tgb. 15.–22. August, 31. August, 5. September (WA III 3, S. 159–168); an Wolf 31. August 1806 (WA IV 19, S. 187); WA I 35, S. 255.

zufälliger sein mochte, geradezu überzufließen von den frisch erlesenen Eindrücken und berichtet „recht wie ein Recensent“ durch mehr als die Hälfte dieses ausführlichen Briefes von dem Steffensschen Buche.

Der junge, norwegische Naturwissenschaftler Henrik Steffens war schon früh in Beziehung zu Goethe getreten⁹. Schon in seinen ersten Studien hatten ihn die Dichtungen Goethes begleitet, und das Bild der Natur, das sie enthielten, hatte ihn über eine frühe Krise seines Lebens und Studierens hinweggebracht. Wie ein Pilger war er 1798 nach Deutschland gekommen, um die poetische Philosophie der Romantiker, um Schiller, die Brüder Schlegel, Fichte und Schelling kennenzulernen. An den letztgenannten hat er sich ganz besonders angeschlossen, er hat dessen Ideen aufgenommen und aus dem Schatz seiner Naturkenntnis bereichert und fortgebildet, so sehr, daß man beider Schriften von da an nicht ohne den Einfluß des anderen verstehen kann.

Goethe hat Steffens schon 1799 bei Frommanns getroffen und bald darauf bei sich in Weimar empfangen¹⁰. Im Juli 1800 vermerkt er an Schiller und im Tagebuch die Lektüre von Steffens' Schrift „Über die Mineralogie und das mineralogische Studium“¹¹. Im Jahre darauf erhält er von Steffens die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“ zugesandt mit der Bitte, die überschwengliche Widmung, mit der das Buch Goethe dediziert ist, nachträglich zu genehmigen. Goethe nimmt diese Zueignung freundlich auf und bedankt sich ausführlich, zwar zu einem Zeitpunkt, da er das Werk noch nicht gelesen hat, aber in der Gewißheit völliger Übereinstimmung und Bundesgenossenschaft mit seinem Verfasser: „Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherley Methoden abnöthigt, um sie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber ist man überhaupt wohl einig; daß aber bey dem Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir suchen, als wenn wir das Gefundene ordnen, darüber scheint man nur in einem kleinern Zirkel sich zu verstehen.

⁹ Da es eine Einzelstudie über Goethe und Steffens noch nicht zu geben scheint, wird hier in aller Kürze auf diese Beziehung eingegangen. Vgl. bes. H. Steffens, Was ich erlebte, Bd 5/6, Breslau 1842; C. Schüddekopf u. O. Walzel, Goethe und die Romantik, Briefe mit Erläut., 1. T., Weimar 1898; R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870.

¹⁰ Tgb. 11. Februar 1799 (WA III 2, S. 233); H. Steffens (Was ich erlebte, Bd 4, Breslau 1841, S. 93–103) berichtet sogar, dort einige Tage sein Gast gewesen zu sein und „in einer beständig fortdauernden naturwissenschaftlichen Unterhaltung“ mit ihm verbracht zu haben.

¹¹ Br. 29. Juli 1800 (WA IV 15, S. 93), Tgb. 24. Juli (WA III 2, S. 302).

Zur Zeit da ich den für mich einzig möglichen Weg die Natur zu studieren einschlug fand ich mich in der weiten Welt ganz allein, um desto angenehmer muß ich mich nun in spätern Jahren belohnt fühlen, wenn ich an jüngern Männern Gesellschaft finde, die sich in eben diesen Gegenden mit lebhaften Schritten bewegen und zu deren Übereinstimmung mit mir ich ein desto reineres Zutrauen haben darf, als sie aus ganz fremden Regionen, mit unerwarteten Schätzen bereichert, herankommen und mit mir ohne Verabredung zusammentreffen.¹²

Gewiß wird Goethe die Schrift aber auch noch „fleißig gelesen“ haben, wie er bei seinem Dank versprochen hatte. Er spielt ja in unserm Briefe von 1806 darauf an, daß „Theile, welche Steffens schon früher behandelt“, hier in gedrängter Kürze noch einmal dargestellt sind, und tatsächlich knüpfen die „Grundzüge“ besonders bei jenem Buch von 1801 vielfach an¹³. Was aber in der früheren Schrift geniale Durchblicke waren, die überall von naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen ausgingen – wiewohl sich auch zur „Ahndung“ vorwagten, die der genauen Forschung voraufleuchten soll –, das wird in der späteren Schrift zur Abstraktion, zu einem spekulativen und künstlichen Bau der Welt.

Die Erkenntnislehre im Anfang der Schrift mag Goethes Beifall noch gefunden haben. Sie grenzt die philosophische Naturbetrachtung gegen die objektivierende Naturwissenschaft ebenso ab wie gegen das bloß subjektive Erkennen und Erleben. Nur „als das Identische der Objektivität und Subjektivität“ kommt das Reale zum Vorschein, in der Geschichte ebenso wie in der Natur. Und diese beiden Zonen des Wirklichen – so heißt es weiter, ganz ähnlich wie in der frühen Schrift – offenbaren uns,

¹² 12. Mai 1801 (WA IV 15, S. 234 f.).

¹³ Von den Jahren zwischen diesen beiden Veröffentlichungen erfahren wir aus der Korrespondenz, daß Goethe Steffens um Mitarbeit an der Literaturzeitung gebeten und diese zugesagt erhalten hat (WA IV 16, S. 321). Im November 1803 heißt es genauer, daß „Herr Steffens vor Ende des Jahres eine Recension der Schellingischen physikalischen Schriften einsenden wird“ (WA IV 16, S. 345). Es ist dann aber lange nichts eingegangen, wie Goethe im Januar und Dezember 1804 beklagt (WA IV 17, S. 9 und 17, S. 226). 1805 kommt stattdessen ein Beitrag „sub signo solis“ über die Schellingsche Naturphilosophie, den Goethe, immer noch auf die Besprechung hoffend, zum Druck weiterleitet (WA IV 17, S. 269; JALZ Nr 103 und 137, 1. Mai und 10. Juni 1805) und selber durch eine terminologische Bemerkung ergänzt (Intellbl. No 51, 13. Mai 1808; WA I 40, S. 334). Im März hat Steffens aus lokalem Anlaß eine Polemik gegen die Feinde der Naturphilosophie für die Literaturzeitung verfaßt (Was ich erlebte, Bd 5, S. 125 ff.; JALZ Nr 61, 13. März 1806). Am 15. August 1806 werden dann Goethe von Eichstädt nach seiner Rückkehr aus Karlsbad einige Neuerscheinungen vorgelegt, von denen ihn Steffens' „Grundzüge“ sogleich beschäftigen. (Die Hinweise auf die JALZ verdanke ich Herrn Oscar Fambach in Kaiserswerth.)

die wir Teil von ihnen sind, die „ganze Totalität“ der Wirklichkeit. „Die Geschichte ist das ewige Vorbild der Natur, die Natur das ewige Abbild und Gleichnis der Geschichte – Die Natur bewahrt die Schönheit des Wesens in einer ewigen Form, – die Geschichte die Wahrheit der Form in ihrem unvergänglichen Wesen. Die Natur hat in ihrer ewig schönen Form alle Wahrheit der Geschichte, die Geschichte in der Wahrheit ihres ewigen Wesens alle Schönheit der Natur.“¹⁴

Das sind Sätze, wie sie der Philosophie Schellings entsprachen und wie sie Goethe sicher nicht widerstanden haben. Ganz in die Philosophie als „Wissenschaft der Ideen“ hat er sich zwar nicht vorgetraut; aber klingt es dem oben zitierten Dankbriefe Goethes nicht ganz ähnlich, wenn Steffens versichert, er meine „nicht die der sinnlichen Anschauung entgegengesetzte, im Endlichen befangene, sondern die ewige, in sich selbst unveränderliche Natur“. Die sinnliche Anschauung sei „selbst nur eine Modifikation dieser höheren Natur“. Und jedes richtig Angeschauete offenbare diesen Zusammenhang; „ein jedes Aeufere ist . . ., dem Innern oder dem Wesen nach, Eins mit Allem“¹⁵. „So ist ein jeder Körper, in so fern er schwer ist, Eins mit der Erde; die Erde, in so fern sie schwer ist, Eins mit dem Sonnensystem; das Sonnensystem selbst schwer gegen einen unsichtbaren Punkt, und so weiter bis ins Unendliche. Die wahre Schwere tritt daher nie aus der Einheit ihres Wesens heraus.“¹⁶ Ebenso ist die Sonne nur „endliche Anschauung“, individuelle Verwirklichung des universellen Licht-Prinzips, des „ewig Idealen und Unbegreifbaren der Natur“¹⁷.

Und in diesem Anschauen des Einzelnen und Schauen des Allgemeinen sieht Steffens die Aufgabe der Naturphilosophie. „Wie das Wissen spekulativ wird, durch die Anschauung der Universalität, so wird die Spekulation wissenschaftlich, durch die Anschauung der Individualität.“¹⁸

Bis hierher mag ihm Goethe gerne gefolgt sein. Was jedoch als Beispiel idealischer Betrachtung erschien, die Erörterung der Schwere und des Lichts, schwillt nun an zu einer Polaritätsspekulation, die dem Dichter nicht mehr behagen konnte. Die Schwere ist, nachweislich an den Bahnen der Planeten, bestimmt durch die Achse Nord-Süd; das Licht wird, wohl dem Sonnenauf- und -untergang zuliebe, der Ost-West-Polarität zugeordnet. Und von da aus steigen nun die luftigen Gebilde auf: die Nord-Süd-

¹⁴ Henrik Steffens, Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft, Berlin 1806, S. 11 f.

¹⁵ Ebd. S. 16–19.

¹⁶ Ebd. S. 27 f.

¹⁷ Ebd. S. 28 f., 39.

¹⁸ Ebd. S. 36.

Achse ist das Prinzip des Passiv-Ruhenden, die Ost-West-Richtung die des Aktiv-Beweglichen; Morgen und Abend, Sommer und Winter, Raum und Zeit, Seiendes und Werden, Magnetisches und Elektrisches, Erde und Luft, Sauerstoff und Wasserstoff, Oxydation und Hydrogenisation, der ganze Bau des Himmels und der Erde werden auf solche Polaritäten und ihre Doppelung in dem genannten Achsenkreuz, auf eine „Quadruplizität“ zurückgeführt¹⁹.

Das ist es, was Goethe, bei aller Sympathie für derartige Symbolik, als „wunderliche Topik“ bezeichnet; an solchem „Kreuz der vier Weltgegenden“ mag er die reiche Natur nicht „zappeln“ sehen²⁰. Und vollends wo die Naturtheorie in theologische Konstruktionen hinübergleitet, ist er nicht mehr bereit zu folgen. Die einzelnen mit den verschiedensten Materien befaßten Kapitel von Steffens' Buch münden immer wieder in den Gedanken aus, daß in der ganzen Natur und Geschichte eine Teleologie des Harmonischen walte. Die vordergründige Betrachtung der Natur bringt nur Zwist und Vereinzelung zutage; „in diesem Reich der Widersprüche ist die ganze Fülle des Lebens ein ewiger Vernichtungskrieg“. „Für die höhere Anschauung hingegen, für welche dasjenige, was das Gepräge der Nothwendigkeit trägt, nichts als die Natur der Freiheit selbst offenbart, ist in einer jeden Sphäre das Ganze und alle Sphären sind in ewiger Harmonie wiederum das Ganze.“ Hier erkennt sich der Mensch als Zentralpunkt aller Organisationen; „und alle einzelne Sphären der Organisationen sind als die *disiecta membra* der Menschenorganisation anzusehen“²¹. Und indem die Vergeistigung und Gesellung zunehmen, treten die alten Widersprüche zurück und versöhnt sich die Erde mit sich selbst. „Die alten Kämpfe, wilden Träumen gleich, verschwinden in diesem Erwachen der besonnenen Natur, offenbaren in sich selbst die heitern Bewegungen der im Ganzen lebendigen Erde; die innere Sonne ist aufgegangen, und überall will die heilige, das Einzelne wie das Ganze pflegende, innerlich inwohnende Liebe hervorbrechen.“²² Und fast in hymnischen Wendungen fährt Steffens fort: „Die Offenbarung der Liebe ist die Geschichte, die höchste individuellste Organisation die Ethik, und der göttliche Mensch der versöhnende Mittler zwischen Natur und Gott, in dessen unwandelbarem Daseyn und heiliger Anschauung, Materie und Geist, Freiheit und Nothwendigkeit, besonderes und allgemeines Leben, ihre ewige *V e r m ä h l u n g* feiern.“²³

¹⁹ Ebd. § 3 und 4, S. 36 ff.

²⁰ Vgl. Goethes unten zitierten Brief an Steffens (WA IV 30, S. 90 f.).

²¹ Ebd. S. 84, 83 u. 82.

²² Ebd. S. 132 f.

²³ Ebd. S. 133.

Goethe sieht „Schleyermachers Züge“ in dem Buch, und gewiß läßt sich die Gemeinsamkeit der Gedanken, Ergebnis des intensiven Freundesverkehrs in Halle, nicht verkennen²⁴. Steffens selber hebt in der Einleitung hervor, daß er Schleiermacher folge, dem vor allen es gelungen sei, die Formen des Menschlichen zu fassen, das Verunreinigende abzusondern und „dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerstören, und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kund zu thun“²⁵; hier liegt wohl auch der Anknüpfungspunkt für die antitheologische Spöttelei in Goethes Brief.

Nicht nur Humboldt gegenüber hat Goethe seinem Unmut über das Buch von Steffens Luft gemacht. Auch F. A. Wolf berichtet er alsbald darüber, in nicht minder ironischem Ton. Hatte Wolf doch einst dafür gesorgt, daß Goethe, gelegentlich von Weimar herüberkommend, in einem Nebenzimmer des Wolfischen Auditoriums geheimer Zuhörer der Vorlesungen von Steffens gewesen war²⁶. Auf dieses Horchen an der Tür spielt Goethe in seinem Briefe an:

„Von wenig Personen, aber von manchen neuen und wunderlichen Büchern bin ich in meinem hiesigen Malepartus heimgesucht worden; unter andern trat, wie ein Sirius unter den kleinen Gestirnen, Herr Steffens hervor und funkelte mit cometenartigen Strahlen. Von seinem Buche habe ich freylich schon früher einige Blätter wehen und rauschen hören, als ich hinter der bewußten Thüre horchend saß. Mag's aber seyn, daß der Dreyfuß, auf welchem er sich damals niedergelassen hatte²⁷, ihm etwas mehr Klarheit einflößte, oder daß man dem persönlichen Individuum seine Individualität eher verzeiht, als wenn sie in ein Buch gekrochen ist, oder daß dergleichen heilige Laute unter der Hand des Setzers gar nicht

²⁴ Vgl. H. Steffens, Was ich erlebte, Bd 4 und 5, Breslau 1842.

²⁵ Steffens, Grundzüge, S. XXII.

²⁶ Steffens hat später davon erfahren und berichtet es, wenn auch mit ungenauer Datierung, in seiner Selbstbiographie: „Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall [den „Schädellehrer“] zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Thür, saß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Ansichten ihn interessirten, wie er sich von mir bald angezogen, bald zurückgestoßen fühlte, weiß man aus seinen eigenen Aeußerungen. Jemehr ich mich selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich darthaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf eine solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter . . .“ (Was ich erlebte, Bd 6, S. 49).

²⁷ Nämlich Wolfs eigenes Katheder.

erstarren sollten; genug das Büchlein hat zwar an seiner Vorrede einen honigsüßen Rand, an seinem Inhalte aber würgen wir andere Laien gewaltig. Gebe nur Gott, daß es hinterdrein wohl bekomme. Vielleicht geht es damit, wie mit den Brunnenkuren, an denen die Nachkur das beste seyn soll, d. h. doch wohl, daß man sich dann erst wieder gesund befindet, wenn man sie völlig aus dem Leibe hat.“²⁸

Wolf muß Steffens von diesem Brief, wenn auch auf verschönende Weise, erzählt haben. Denn Steffens sendet daraufhin schon unter dem 3. September das Buch nochmals selbst an Goethe²⁹ mit einem Schreiben: er eile um so mehr damit, als ihm Wolf versichere, „daß die ersten Bogen das Glück gehabt hätten, die Aufmerksamkeit seiner Excellenz auf sich zu ziehen“³⁰.

Aus den folgenden Tagen muß der köstliche Brief stammen, den Goethe nun an Steffens selber richtet:

„Eines der ersten Hefte, die mir bey meiner Rückreise aus Carlsbad durch den Buchhandel entgegenkamen, waren Ihre Grundzüge. Mit Hoffnung und Zutrauen nahm ich es auf; aber ich muß gestehen, daß mich das Lesen in einen bösen Humor versetzte. Ob dieses Phänomen gegen Ihr Buch, oder gegen mein Befinden zeugt, will ich mir gern von der Zeit beantworten lassen. Ich würde ein so wunderliches Geständniß Ihnen nicht geradezu überschreiben, wenn nicht Ihre freundliche Sendung und Ihr zutraulicher Brief mir Offenheit zur Pflicht machte.

Bekenn’ ich es aufrichtig! Anfangs wars mir ein peinlich Gefühl die ganze tausendfach bewegliche Erdennatur, von deren zwar partiellem, doch freyem Anschauen ich soeben zurückkehrte, an dem Kreuz der vier Weltgegenden zappeln zu sehen. Doch ist indessen die Empfindung viel gelinder geworden. Ich habe das Werk in meiner Vorstellung von seinem dogmatischen Ernst einigermaßen entkleidet, und es als einen Halbscherz eines höchst geist- und wißreichen Mannes betrachtet, in welcher Ansicht es dann unschätzbar wird . . .“³¹

Noch später, aus einigem zeitlichen Abstand, wird sowohl die Beschäftigung mit Steffens Buch wie auch ihr Resultat als eines der wichtigen Jahresereignisse notiert: „Alexander von Humboldts freundliche Sendungen riefen uns in die weit’ und breite Welt; Steffens Grund-

²⁸ 31. August 1806 (WA IV 19, S. 187).

²⁹ Goethe notiert den Eingang der Sendung unter dem 5. September (WA III 3, S. 168).

³⁰ Goethe hat aber nicht nur „die ersten Bogen“, sondern das ganze Buch schon erhalten, wohl als Rezensionstück für die Literaturzeitung (vgl. Zeile 44 des Briefs u. WA III 3, S. 159).

³¹ WA IV 30, S. 90 f.; zur Datierung s. A. Fresenius im Goethe-Jahrbuch XVIII (1897) S. 18 ff.

züge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte.“³² Für die weitere Beziehung des Dichters zu dem Naturphilosophen wurde bedeutsam, daß dieser sich der Farbentheorie zuwandte. An dem selben 22. August, von dem unser Brief an Humboldt stammt, hat Goethe an Philipp Otto Runge geschrieben und seine Freude darüber ausgedrückt, daß ein geschätzter Maler zu einer ganz ähnlichen Farbenlehre komme wie er selbst. „Ich werde mit mehr Lust und Mut die Redaction meiner Arbeit fortsetzen, weil ich in Ihnen nunmehr einen Künstler kenne, der auf seinem eigenen Wege in die Tiefe dieser herrlichen Erscheinungen eingedrungen ist.“³³ Die Zusammenarbeit mit Runge hat später auch Steffens dem Dichter wieder nähergebracht. Als die beiden gemeinsam ein Werk über die Farben vorlegten³⁴, hat es Goethe noch im Manuskript durchgesehen. Diese Schrift hat ihn beglückt und „seine chromatischen Betrachtungen aufs Neue in Bewegung gesetzt“, wie er in den Jahreshften notiert³⁵. Und auch im historischen Teil der Farbenlehre erwähnt er Steffens und zeigt, wieviel ihm diese *concordia discors* doch wert gewesen ist.

Die übrigen Ereignisse und transalpinen Neuigkeiten, die Goethe nach Rom berichtet, bedürfen kaum der Erläuterung. Der Tod der *Karoline von Günderode* lag noch keinen Monat zurück³⁶. Daß neben den „irdischen Leidenschaften“, welche die Trennung von Georg Friedrich Creuzer aufgewühlt hatte, auch „ideale Ansichten“, nämlich romantische Sehnsucht nach der Heimkehr zu den Elementen, sie in den Tod getrieben, hat Goethe gewiß richtig gesehen³⁷. – Die ironisch vermerkten Schriften zur Erneuerung des Patriotismus sind nicht mit völliger Sicherheit zu bestimmen. Von *Adam Müller* machten die brillanten „Vorlesungen

³² WA I 35, S. 255. Auch Riemers Aphorismen vom November bezeugen die weitere Beschäftigung Goethes mit dem Buch (Briefe von und an Goethe, hg. v. F. W. Riemer, S. 291).

³³ WA IV 19, S. 178 f.

³⁴ Ph. O. Runge, Farben-Kugel oder Konstruktion des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zueinander . . . Nebst einer Abhandlung über die Bedeutung der Farben in der Natur, von H. Steffens, Hamburg 1810, vgl. G. Schmid No 2259.

³⁵ WA I 35, S. 43.

³⁶ 27. Juli 1806.

³⁷ Vgl. Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode, Briefe und Dichtungen, hg. v. Erwin Rohde, Heidelberg 1896; Otto Heuschele, Karoline von Günderode, Burg Giebichenstein 1932; K. Preisendanz, Die Liebe der Günderode, München 1912; M. Preitz, Karoline von Günderode in ihrer Umwelt, in: Jb. d. Freien Dt. Hochstifts, 1962, S. 281; s. auch Goethes Äußerung, die Frau v. Stein weitergibt: H. Düntzer, Charl. v. Stein, Bd 2, Stuttgart 1874, S. 238.

über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ in jenen Wochen viel von sich reden³⁸, die den deutschen Geist als führenden in Europa deklarieren³⁹. Von Friedrich v. Gentz waren im Mai, als Höhepunkt seiner antinapoleonischen, auf Wiederherstellung der politischen Grundordnung Europas drängenden Publizistik, die „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes in Europa“ erschienen. Auch der erste Band von Ernst Moritz Arndts kämpferischem Werk „Geist der Zeit“ war frisch auf dem Büchermarkt. – Das *Luther-Drama* von Zacharias Werner hatte Iffland seit Juni im Berliner Nationaltheater dargeboten; „soeben verschieden“ war das Hl. Römische Reich aber erst mit der Niederlegung der Kaiserwürde durch Franz II. am 6. August. – Humboldts Akkreditierung bei Napoleons Bruder Joseph am Hofe von Neapel wurde durch den Ausbruch des französisch-preußischen Krieges vereitelt⁴⁰. – Im ganzen werden den welterschütternden Ereignissen – der Lage zwischen dem Zusammenbruch des Reiches und der Schlacht bei Jena – nur diese wenigen Bemerkungen in überlegenem Plauderton gewidmet.

Mit dem Reichtum seiner Anspielungen und seiner nur eben hingeworfenen Linien und Schraffuren bietet der Brief der Interpretation noch viele Aufgaben. Er ist ein kostbares Zeugnis von Goethes eigentümlichem Philosophieren, das der romantischen Naturphilosophie wohl verwandt blieb, aber ihre Lösung vom Anschaulich-Besonderen und ihre seltsame Sprache und Symbolik als Gefährdung der eigenen Denk- und Forschungsart empfand. In diesem Hauptstück des Briefes kommt Goethe von dem zufälligen und Humboldt gewiß fremden Anlaß, den die Schrift von Stefens bot, zu einem entscheidenden Punkte der Gemeinsamkeit mit Humboldt: einer Philosophie des Sehens, die das Idealische sucht, es aber nicht mit einer „complicirten höhern Kunstsprache“ zu fassen meint, sondern an der Anschaulichkeit der Welt und der Dinge festhält. Nicht von ungefähr spielt er dabei von der Natur- in die Sprachphilosophie hinüber, wie sie den römischen Freund von nun an mehr und mehr in Anspruch nahm.

³⁸ Vgl. den Briefwechsel zwischen Gentz und Joh. v. Müller, hg. v. Schlesier, Schriften T. 4, Mannheim 1840, S. 195–224.

³⁹ „Es ist entschieden, daß die verschiedenartigsten Geisteserzeugnisse des Auslandes sich nach und nach an diesen deutschen Stamm werden anschließen müssen, und daß, wie Germanische Völker den Staatenkörper dieses Welttheils gegründet, so germanischer Geist über kurz oder lang ihn beherrschen werde“ (Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft, ben. in der 2. Aufl., Dresden 1807, S. 2).

⁴⁰ Ministerialschreiben vom 4. und 25. August, s. B. Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann, Bd I, Stuttgart 1896, S. 77; F. Hanus, Die preußische Vatikan-gesandtschaft 1747–1920, München 1954, S. 115 f.

Im folgenden wird, zur Korrektur der bisherigen Ausgaben, der Wortlaut der vier anderen Goethebriefe abgedruckt, die sich noch in der genannten Mappe des Tegeler Archivs fanden.

An Karoline von Humboldt, 7. April 1812

Habe ich auch schon wieder so lange auf Ihren lieben Brief vom 22^{sten} Januar geschwiegen, so hätte ich auch meine abermalige Ankunft in Böhmen abwarten können, um Ihnen dort aus der Nähe und vielleicht etwas heiterer zu schreiben, denn der Schluß des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heil- 5
quellen.

Wie angenehm war mir's, wieder unmittelbar etwas von Ihnen zu erfahren, denn daß Sie Sich wohl und vergnügt in Wien befinden habe ich manchmal von reisenden Freunden vernommen. Recht herzlich habe ich Sie früher bedauert, daß Sie nach hartnäckigem Widerstand, doch noch 10
endlich das liebe Rom mit dem Rücken haben ansehen müssen. Ich weiß recht gut, was das heißt, und nehme aufrichtigen Antheil an jedem, der mit seinem Gepäcke zur Porta del Popolo hinausfährt. Wien mag indeßen in manchem Betracht für Sie ein sehr günstiger und angenehmer Aufenthalt seyn. 15

Zu der im November angesetzten Auction möchte ich wohl ein kleine Farth nach Zante machen. Es war ein köstlicher Fund, denn nach aller Beschreibung sind es doch wohl Werke des älteren Styls, wie die Gesichter zeigen. Die höchst reinliche, bis ins Kleine gehende Ausführlichkeit der Gewändter und Waffen, widerspricht dieser Vermuthung nicht. Uebrigens 20
war für die Verbreitung dieser Nachricht schon gesorgt, indem eine Uebersetzung derselben sehr bald im Morgenblatt erschien; doch war es mir sehr angenehm Ihrer Gefälligkeit das Original zu verdanken, welches in meinem Kreise sehr wohl aufgenommen wurde.

Diesen Winter habe ich mich viel mit dem Theater beschäftigt; es war 25
um so nöthiger etwas in unserem Inneren zu thun, weil uns von Außen wenig Erbauliches zukommt. Ich habe Shakespeare's Romeo und Julie concentrirt und zu einem fasslicheren Ganzen organisirt. Es ist gut gegeben und gut aufgenommen worden. Um ein Calderonisches Stück, das Leben ein Traum, haben sich Einsiedel und Riemer verdient gemacht; auch 30
diese Vorstellungen sind sehr gelungen.

Freund Riemer ist seit kurzem als Professor bey dem hiesigen Gymnasium angestellt. Da er dieser Stelle vollkommen gewachsen ist, so kann er sie mit Zufriedenheit bekleiden. Ich habe mich ungern von ihm getrennt, indessen musste das wohl einmal seyn. 35

Mögen Sie mit Ihrem Herrn Gemal, dem ich mich tausendmal empfehle, mir einige Worte nach Carlsbad schreiben, so finden Sie mich dort Anfangs May. Nur eine kurze Nachricht, daß Sie und die lieben Ihrigen sich wohl befinden, soll mich genugsam erfreuen. Könnten Sie mir doch auch
40 etwas Gutes von dem Gesundheitszustande der Frau von Eichenberg sagen, der mir sehr zu Herzen geht.

Mich Ihrem lieben Herzen treulich und freundlich empfehlend

Goethe

W[eimar] den 7. Apr.

45 1812

Brief von der Hand Ernst Carl Christian Johns, Z. 42 ff. eigenhändig.

Z. 13 Porta del Popolo *Lateinschrift*

Z. 27 Shakespeare's *Lateinschrift*

Z. 40 Eichenberg *So steht zweifellos im Manuskript*

An Wilhelm von Humboldt, 1. März 1829

Ihr werthes Schreiben, theurer verehrter Freund, ob es mich schon zu einem schmerzlichen Antheil aufrief, war mir doch höchst willkommen, indem es mich des wünschenswerthesten Antheils und fortdauernden herzlichen Zutrauens versicherte. Mir aber werden Sie nach so vieljährigen
5 Verhältnissen auch ohne Betheuerung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen auch aus der Ferne, immer thätig sey, im Stillen hie und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zustand Ihrer Frau Gemahlin hab ich schon seit einiger Zeit ver-
10 nommen. Auch dieser hab ich ja unter meinen frühesten Verhältnissen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit wo ich in Erfurt das Gedicht: die Geheimnisse, kaum als es geschrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Antheil erweckte; wie ich denn auch des Malthe-
ser Ritters oft gedenken muß, der sich nach ihr so eifrig in Palermo er-
15 kundigte. Möge derselben nach meinem Wunsche noch manche gute Stunde gegönnt seyn.

Bey dem stillen Lebenswandel den ich gegenwärtig führe ist meine Beschäftigung nur gleichsam testamentarisch. Das Original meiner Werke dergestalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall, auch ohne
20 mein Zuthun abgedruckt werden können, ist gegenwärtig meine nächste Sorge. Ist nun dieses zunächst abgethan, so hat sich so viel gehäuft, das auch redigirt und zurecht gestellt seyn will, daß ich eigentlich auf mehr

Jahre als billig Arbeit vor mir sehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Nöthigste vorwärts schiebe und beseitige.

Sodann fand mich die Beylage Ihres werthen Schreibens mit ähnlichen Gedanken beschäftigt; ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen und wußte durchaus nichts was meiner Denkart über diese Angelegenheit im mindesten widerspräche. Die Absicht ist höchst löblich, das Unternehmen war, bey dem Zustand unsrer Kunst- und Künstlerwelt, nothwendig und unerläßlich. Wir bilden Künstler, Künstler bilden sich ohne unser Zuthun, und wo sollen die Käufer aller Arbeiten herkommen. Actien auf gut Glück, Verloosung mit unwahrscheinlichem Gewinn, Belohnung durch den Gedanken etwas Gutes gestiftet zu haben, und was dergleichen mehr ist, mußte eingeleitet und durch einflußreiche Männer gefördert werden.

Wir, in unsern kleinen Kreise, fühlten schon längst die Unzulänglichkeit unsrer Mittel, deswegen haben wir uns voriges Jahr an den Dresdner Verein angeschlossen und sind, mit etwa vierzig Actien zu demselben getreten. Bey Verhandlung hierüber kam zur Sprache, ob ein Verhältniß zu dem Berliner nicht vorzuziehen sey? welchen Vorschlag aber die von ihren Statuten ausgesprochene Ausschließung der Fremden nicht begünstigte. Dies giebt mir schon die Ueberzeugung, daß Ihr Vorschlag sehr der richtige sey: hierin jede Beschränkung aufzuheben. Ohne diese hätten Sie Sich wahrscheinlich zum Mittelpunkt der bildenden Kunst vom nördlichen Deutschland gemacht; denn es scheint daß die übrigen Zweige des Sächsischen Hauses, nach unserm Beyspiel, sich an den Dresdner Verein anzuschließen, zunächst folgen werden.

Es ist eigen dass die Düsseldorfer Schule, von einem berliner Künstler angeführt, sich so bedeutend hervorthut. Am Rhein und in den niederländischen Gegenden bleibt eine gewisse heitere Sinnlichkeit durchaus lebendig; die gesunde derbe Natur, die sich im siebzehnten Jahrhundert dort so unvergleichlich hervorthat, waltet noch fort, und es ist zu wünschen, daß die unsrigen sich an diesem Beyspiel und Vorgang ermannen und von ihren frömmelnden Ritterlichkeiten erholen mögen.

Ueber die Angelegenheiten der Vereine, um hievon noch einiges zu sprechen, hab' ich zeither Gelegenheit gehabt, vielfach nachzudenken und werde mich auch wohl hierüber in dem nächsten Stück Kunst und Alterthum zu erklären suchen. Gar manches hierauf bezügliche steht fest, und man wird wohl thun dabey zu beharren; manches jedoch ist problematisch, hängt auch wohl von Zeit und Umständen ab. Hierüber mögt es wohl Pflicht seyn, Erfahrungen und Ueberzeugungen mitzutheilen.

Die herrlichen Früchte die wir von Ihres Herrn Bruders Reise zu erwarten haben wünsche an meinem Theil auch dankbar hinzunehmen. Da ich ihn mit meinen Gedanken überall hin begleite, so empfehle ich mich ihm

zum schönsten, mit dem Wunsch, er möge meiner bey interessanten Gegenständen, in bedeutenden Augenblicken, als eines wahrhaft Theilnehmenden, bestens gedenken.

Aufrichtig gesagt so möchte ich jetzt indem ich schliessen will von vorn anfangen, da mir so unendlich vieles im Sinne liegt was ich mittheilen möchte, wie denn auch das schon Ausgesprochene weiter ausgeführt werden könnte. Den eifrigen Wunsch will ich jedoch hinzufügen daß die Tage, die wir noch zusammen auf Erden zu verleben haben, von erträglichen Leiden und mäßigem Genuß mögen begleitet seyn; so wie an treuen wechselseitigen Gesinnungen gewiß niemals ein Mangel seyn wird.

Herzlichst

Goethe

75

Weimar
den 1. März 1829.

Brief von der Hand Johann August Friedrich Johns. Der Satz Z. 15 Möge . . . ist, wohl eigenhändig, eingefügt; ebenso sind Z. 74 ff. von Goethes eigener Hand. Z. 39 sey?) Fragezeichen für ursprüngl. Komma

An Wilhelm von Humboldt

[Weimar,] 1. Dec. 1831

Schon durch die öffentlichen Blätter, verehrter Freund, unterrichtet, daß der Wellenschlag jener wilden Ostsee auf die Organisation des theuersten Freundes einen so glücklichen Einfluß geübt, hab' ich mich höchlich erfreut und dem, so oft verderblichen Gewässer alle Ehre und Reverenz erwiesen. Ihr willkommenes Brieflein bestätigt diese guten Nachrichten zum aller schönsten und besten, so daß ich, aus meiner Klause, in die vom Schnee verschleyerten Klostergärten, mit Behagen hinausblicken darf, indem ich den theuersten Freund auf seinem vierthürmigen Schlosse, in geräumiger Umgebung, eine weit überwinterte Landschaft überschauend, gleichfalls mit gutem Muthe, seine tief gegründeten Arbeiten bis ins Einzelne verfolgend, mir vorstellen darf.

Im Allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewährwerden großer productiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt unsre Untersuchungen bis ins Allereinzelnste fortzusetzen. Wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit ihren verschwisterten Venen ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen.

Im Besondern aber darf ich wohl sagen daß ich Ihnen oft näher geführt werde als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, 20 Verwandtschaft und Fremdheit hingeführt werden.

Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beynamen finde, bin ich für einige Stunden offner freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich seine Ansicht der geologischen Gegenstände aufzunehmen und darnach zu operiren meinem Cerebralsystem ganz unmöglich 25 wird; so hab' ich mit wahrem Antheil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige wovon ich mich nicht überzeugen kann, bey ihm folgerecht zusammenhängt und mit der ungeheuren Masse seiner Kenntnisse in Eins greift, wo es denn durch seinen unschätzbaren Character zusammen gehalten wird. 30

Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern daß in meinen hohen Jahren, mir alles mehr und mehr historisch wird: ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine 35 gute Tochter Abends den Plutarch vorliest, so komm ich mir oft lächerlich vor wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Äußerungen! im Alter wird man redselig, und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung gar wohl auch überraschen. 40

Von meinem Faust ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Dictum ein:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie;

und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht näher studirt zu werden verdiente, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche, bey völligem Bewußtseyn, dasjenige hervorbrachte was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können; ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. 50

Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweyte Theil des Faust, dessen gedruckten Parthien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb. 55

Nun hat der Verstand an dem zweyten Theile mehr Forderung als an dem Ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr

entgegen gearbeitet werden, wenn ihm auch noch an Uebergängen zu suppliren genug übrig blieb.

- ⁶⁰ Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowohl für historische als ästhetische Stätigkeit nöthig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für rätlich hielt auszurufen:

Schließet den Wäßerungs Canal,
Genugsam tranken die Wiesen.

- ⁶⁵ Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes in einander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hie und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobey ich freylich bedaure, daß ich es – was der Dichter doch so gern thut, – meinen werthesten Freunden nicht mittheilen kann.

- ⁷⁰ Eine Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen von Herrn Soret, mit einem Nachtrag sende ich nicht, es müßte denn seyn daß gewisse Lebensconfeßionen Ihrer Freundschaft genug thäten. Ich bin neuerer Zeit in diese Naturerscheinungen mehr und mehr verstrickt worden; sie haben mich zum Fortarbeiten in meinem uranfänglichen Felde angelockt und
⁷⁵ zuletzt darin zu verharren genöthigt. Wir wollen sehen was auch da zu thun ist und das Uebrige der Folgezeit überlaßen, der wir, unter uns gesagt, ein beschwerlicheres Tagewerk zuschieben als man glauben sollte.

Brief von der Hand Johann August Friedrich Johns. Die letzten, offenbar eigenhändig von Goethe hinzugesetzten Zeilen sind abgeschnitten. Die Datierung scheint von anderer Hand; darüber ist halbschräg Göthe notiert.

Z. 54 Situation] dahinter Ansatz zu weiterem Buchstaben gestr.

An Wilhelm von Humboldt, 17. März 1832

Nach einer langen unwillkührlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug ihre Organe dagegen wieder zu belehren.

- ⁵ Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebournes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, dass, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

- Je früher der Mensch gewahr wird daß es ein Handwerk daß es eine
¹⁰ Kunst giebt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfangen schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das,

welches alles in sich aufnimmt sich alles zuzueignen weiß ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen was man Character nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und 15 durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten; denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll, Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß das ich so gerne 20 brauche.

Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtseyn in einer freyen Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so dass es eine Einheit hervorbringt welche die Welt 25 in Erstaunen setzt.

Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung der Frage und zu Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bey mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger aus- 30 führlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir her gehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweyten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Character 35 zu erreichen was eigentlich der freywilligen thätigen Natur allein zu kommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen man werde das Ältere vom Neuern, das Spätere vom Früheren unterscheiden können, welches wir denn den künf- 40 tigen Lesern zu geneigter Einsicht übergeben wollen.

Ganz ohne Frage würd' es mir unendliche Freude machen, meinen werthen, durchaus dankbar anerkannten, weitvertheilten Freunden auch bey Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiederung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich so absurd und 45 confus, daß ich mich überzeuge meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrenden Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts ange- 50 legentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern, und, meine Eigenthümlichkeiten zu cohobiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.

Theilen Sie mir deshalb auch etwas von Ihren Arbeiten mit; Riemer ist,
55 wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und
unsre Abendgespräche führen oft auf die Gränzen dieses Faches.

Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlos-
senheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des
Lebens vergegenwärtigen mag.

60

treu angehörig
J. W. v. Goethe

Weimar
den 17. März
1832.

*Brief von der Hand Johann August Friedrich Johns; die letzten beiden Worte,
die Unterschrift und wohl auch das Datum von Goethes Hand.*

Z. 30 die] die wiederholt nach Seitenwechsel

Z. 35 freylich] davor gleich gestr.

Ein unbekannter Goethe-Brief

Unter den im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar verwahrten undatierten Briefen des Kanzlers Friedrich von Müller an Goethe findet sich folgendes von Johann August Friedrich John niedergeschriebene Diktat ohne Anrede, Datum und Unterschrift:

Des Herrn StaatsMinister von Goethe Exzellenz, geben mir den Auftrag, Ihnen mein verehrtester Herr für die Charte der höchstinteressanten Gegend von Bräunsdorf pp in seinem und im Nahmen der Mineralogischen Societät schönstens zu danken¹ und zugleich die beikommende Medaille dagegen zu übersenden. Sodann² werden Sie ersucht einige Exemplare des an dem Wege zwischen Seifersdorf und GroßSchirma³ zu findenden Andalusiten^{4,5} wohlverpackt⁶, anher⁷ einzusenden⁸; es sei nun daß derselbe derb oder krystallisiert vorkomme. Man wünscht ihn mit der Gangart, wahrscheinlich Quarz, und wo möglich mit der noch anstoßenden Gebirgsart Glimmerschiefer. Ein Kästchen mit nachstehender Adresse auf dem Postwagen unfrankirt wird mit Vergnügen und Dank aufgenommen werden.

Es handelt sich offenbar um den Entwurf eines Briefes, den von Müller in Goethes Auftrag in dessen Hauskanzlei diktirt hat. Adressat und Datum ergeben sich aus der Tagebuchnotiz vom 6. Februar 1826: „Nebstehendes ausgefertigt: Herrn Schippan nach Freyberg, mit einer Medaille . . .“. Der Brief weist folgende eigenhändige Ergänzungen und Verbesserungen Goethes auf (bezeichnet nach den vom Hrsg. beigefügten Ziffern):

- 1) *in . . . danken*, mit roter Tinte eingesetzt, steht mit Einschubzeichen am Kopf des Briefes, beginnend mit *In*.
- 2) Mit roter Tinte durchstrichen: *Zugleich* und darübergeschrieben: *Sodann*.
- 3) Die beiden Ortsnamen mit schwarzer Tinte in einer Zeilenlücke eingesetzt.
- 4) *Andalusiten*: schwarz unterstrichen.
- 5) und 6) Die Kommata mit roter Tinte hinzugefügt.
- 7) Mit roter Tinte durchstrichen: *mit dem Postwagen*; eingefügt: *anher*.
- 8) Das Semikolon mit roter Tinte hinzugefügt.

Der Hrsg. hat am Silbenende ey in ei geändert bei *sei, beikommende, Seilersdorf*, außerdem überstrichenes m in Doppel-m bei *vorkommen, Glimmerschiefer, aufgenommen*.

Goethe ist im vorliegenden Falle nach seinen langjährigen Gewohnheiten als vortragsberechtigter Behördenvorstand verfahren, der sich des ihm befreundeten Kanzlers als konzipierenden Sekretärs – sonst fungieren Johann Heinrich Meyer und Friedrich Wilhelm Riemer in dieser Rolle – und Johns als des expedierenden Kopisten bedient. Inhalt und Form bestimmt er selbst bis ins Sprachliche und Stilistische hinein. Nur er selbst hat deshalb als Urheber des Briefes zu gelten. Der in Freiberg/Sa. tätige Topograph und Geognost Heinrich Adolph Leberecht Schippa (1794 bis 1837) hatte schon 1823 und 1825 bergmännische Karten für die Sammlungen der Mineralogischen Societät nach Jena geschickt¹. Die Anfang Februar 1826 gesandte Karte befindet sich noch in Goethes Kartensammlung in Weimar (Nr 185). Die drei erwähnten Orte liegen nahe bei Freiberg. Mit der *Medaille* ist sicherlich die zu Goethes fünfzigjährigem Amtsjubiläum geprägte Medaille gemeint. Einen Andalusiten, chemisch ein Tonerdesilikat, erwähnt Goethe sonst nur unter böhmischen Mineralien². Das Wort *derb* bedeutet nach Johann Christoph Adlungs „Wörterbuch“ im Bergbau: *in fester Gestalt in ein anderes Mineral eingewachsen*.

¹ Johann Georg Lenz an Goethe am 16. Dezember 1823 und am 8. August 1825; bei F. Th. Bratranek, Goethes Naturwissenschaftliche Correspondenz, Bd 1, 1874, S. 158 und 272. Vgl. auch Hans Ruppert, Goethes Bibliothek, 1958, Nr 5063–5066. Eine kurze Lebensbeschreibung Schippas bei Carl Schiffner, Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten, Bd 2, 1938, S. 199–201.

² WA II 13, S. 410.

Goethes „Tasso“-Bearbeitung und ihre Wirkung in Berlin

Aufmerksame Beobachter an der Spree

Die Überraschung über den vor wenigen Jahren ans Licht gekommenen, auf den Dichter selbst und die Weimarer „Tasso“-Uraufführung von 1807 zurückgehenden Bühnen-„Tasso“ war deswegen so groß, weil die Forschung gar nicht mit seiner Existenz gerechnet und sich daher auch niemals bemüht hatte, ihn aufzufinden. Ihr Interesse galt immer den möglichen Vorformen der 1790 als endgültig erschienenen Fassung, und es entging ihr die Spur, die zu einer späteren, für die Anforderungen des Theaters geschaffenen Umformung hätte führen können. Lieselotte Blumenthal, glückliche Finderin und zugleich scharfsinnige Interpretin des Bühnenmanuskripts¹, hat gezeigt, wie „Goethes Kunst des Streichens“, die 727 Verse ohne Zerstörung des Dichtungsgefüges einsparte, dafür gesorgt habe, „daß den zeitgenössischen Zuschauern die Streichungen im ‚Tasso‘ kaum auffielen und sie sie auf jeden Fall für unwesentlich hielten“², und wie außerdem Anton Genasts Schilderung der „Tasso“-Uraufführung als einer durch die Schauspieler heimlich für Goethe vorbereiteten Überraschung die Nachwelt so weit beeinflusste, daß sie den Fragen, „ob das aufgeführte Stück eine Bearbeitung des gedruckten“³ gewesen sei und „wann und von wem die Kürzungen vorgenommen waren“⁴, gar nicht nachgegangen ist. Die mehrfach, so von August Mahlmann und Johanna Schopenhauer, ausgesprochene Freude darüber, den beim Lesen empfungenen Eindruck bei der Aufführung bestätigt oder sogar übertroffen zu sehen, sei immer wieder den Schauspielern zugute geschrieben worden, nicht aber dem gestrafften Text und dem in Richtung auf größere Beherrschtheit und Entschlossenheit geänderten Charakter des Tasso in Goethes Bearbeitung. Als Einzigen, der die veränderten Züge an Pius

¹ Lieselotte Blumenthal: Goethes Bühnenbearbeitung des „Tasso“, in: Jahrbuch „Goethe“ 13 (1951) S. 59–85. Der Text der Bearbeitung ist abgedruckt in: Werke Goethes 3, 1, 1954, S. 139–250.

² Blumenthal, S. 76.

³ Blumenthal, S. 63.

⁴ Blumenthal, S. 64.

Alexander Wolffs Tasso bemerkt habe, sie jedoch der Eigenmächtigkeit des Darstellers und nicht einer Textänderung durch den Dichter zuschrieb, führte L. Blumenthal den Schauspieler und Theaterhistoriker Eduard Devrient an. Die Hellhörigkeit und Kritik Devrients wird man allerdings kaum auf „seine geheime Rivalität zu P. A. Wolff“ zurückführen können, denn Devrient war zur Zeit von Wolffs Auftreten noch jung und außerdem Opernsänger, nicht dagegen schon Schauspieler, als der er die Rolle erst lange nach Wolffs Tode spielte. Eher könnte in Devrients späterem Urteil ein Echo der Berichte über die ersten Berliner „Tasso“-Aufführungen nachklingen⁵.

Denn das Bild von der Ahnungslosigkeit der Zeitgenossen gegenüber einem ihnen gleichsam untergeschobenen „Tasso“ mag für einen großen Teil der damaligen Theaterbesucher stimmen – für die Näherstehenden gilt auch hier, daß nicht aufgeschrieben und der Historie überliefert wird, was den Beteiligten selbstverständlich ist. Die Weimarer Schauspieler wußten zweifellos, daß und wie sehr und von wem das Stück bearbeitet war. Vor allem wußte es P. A. Wolff, der gerade mit dieser Rolle als Sendbote des Weimarer Stils in die größere Öffentlichkeit Deutschlands hinaustrat. Devrients Urteil geht ja nicht auf weimarische, sondern auf Berliner Eindrücke zurück. Außerhalb Weimars mußte aber die von dort versandte Bühnenfassung aus rechtlichen oder sie zum mindesten rechtfertigenden Gründen als Bearbeitung Goethes gekennzeichnet werden und als solche dem Publikum und der Kritik ins Bewußtsein treten.

Die erste Bühne, die den Weimarer „Tasso“ nachspielte, war das Königliche Schauspielhaus in Berlin, für das vermutlich jene von L. Blumenthal erwähnte und von ihr ausdrücklich für ihre Betrachtung ausgeschiedene, durch Goethes Schreiber Karl Mack angefertigte „Tasso“-Abschrift vom Januar 1811 bestimmt gewesen ist⁶. Die Berliner „Tasso“-Erstaufführung vom 25. November 1811 war schon auf dem Theaterzettel als Aufführung eines besonderen Manuskripts gekennzeichnet: „Torquato Tasso, Schauspiel in 5 Akten von Goethe, nach dem von dem Dichter eingereichten Manuscript“⁷. Unter den vorliegenden Kritiken hat die Haude und Spenerische Zeitung vom 28. November in ihrer Überschrift diese Bearbeitung genauer gekennzeichnet: „Torquato Tasso, Schauspiel in 5 Akten von Goethe, nach einem von dem Dichter für die Vorstellung abgekürzten

⁵ Blumenthal, S. 64/65; Eduard Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 1848, Bd 3, S. 369/70.

⁶ Blumenthal, S. 67.

⁷ G. Schäffer/C. Hartmann: Das Königliche Theater in Berlin. Ein statistischer Rückblick auf die künstlerische Tätigkeit und die Personalverhältnisse (1786–1885), 1886, S. 84 u. 116.

Texte“; ihr lobender Bericht⁸ ging freilich nicht näher auf die dramaturgische Fassung ein, und auch die Zeitung für die elegante Welt hat sie nicht erwähnt⁹. Einzig die mit C gezeichnete Besprechung in der Vossischen Zeitung beschäftigte sich, wenn auch recht vage, mit der Bearbeitung: „Der Verfasser hat es [das Schauspiel], besonders in den Monologen, zur Darstellung abgekürzt. An das Schönste, an die Beschreibungen, die Details, die Eigenthümlichkeiten, durfte sich sein Meißel so wenig vergreifen, als Pygmalion an die vollendete Galathea; die Hand bebte vor dem eigenen Werke zurück“¹⁰.

Durch die geringe Beachtung der doch einschneidenden Veränderungen des Textes wird deren äußere Unauffälligkeit ebenso bestätigt wie durch die gleichfalls den Textunterschied völlig übergehenden Augenzeugenberichte, die doch von Kennern des Werkes stammen. Weder die Darstellerin der Leonore Sanvitale, Friederike Bethmann-Unzelmann, noch Rahel Levin, noch Zelter erwähnen Goethes Eingriffe. Einhellig ist das Erstaunen über die – wiederum den Darstellern zugeschriebene – Wirksamkeit der Aufführung; es erwuchs aus dem Zweifel an den theatralischen Qualitäten des nach Goethes eigenen Worten „theaterscheuen“¹¹ Werkes sowie aus der kritischen Einschätzung des dem Weimarer Stil wenig adäquaten Berliner Ensembles¹². Am deutlichsten – nur mit Rücksicht auf Friederike Bethmann-Unzelmann gedämpft – äußert sich die Skepsis gegenüber der Berliner Darstellung bei Zelter¹³. In der Tat konnte die „Tasso“-Aufführung des Königlichen Schauspielhauses angesichts der vom realistischen Iffland-Stil geprägten Schauspieler und des an diesen Stil gewöhnten

⁸ Die Besprechung in der Haude und Spenerschen Zeitung ist wahrscheinlich die in Goethes Brief an Friederike Bethmann-Unzelmann vom 17. 12. 1811 erwähnte „wohlwollende und umständliche Nachricht der Aufführung“ in „der berliner Zeitung“ (WA IV 22, S. 217–219).

⁹ Zeitung für die elegante Welt, Nr 247 vom 12. 12. 1811.

¹⁰ Vossische Zeitung vom 28. 11. 1811.

¹¹ Brief an Friederike Bethmann-Unzelmann vom 17. 12. 1811 (WA IV 22, S. 217 bis 219).

¹² Vgl. die erwähnten Kritiken der Vossischen Zeitung und der Zeitung für die elegante Welt. – Die Besetzung der Aufführung war folgende: Tasso – Bethmann, Antonio – Lemm, Prinzessin – Maß, Alfons – Beschort, Leonore – Bethmann-Unzelmann.

¹³ Brief Zelters an Goethe vom 9. 4. 1812: „Dies alles vorausgesetzt, muß man hier das Unternehmen [die Aufführung von Goethes „Romeo und Julia“-Bearbeitung] noch loben, wenn man nicht außer dem Theater noch übler dran seyn oder riskieren will, daß ein solches Stück garnicht an den Tag kommt. Das Nämliche können Sie sich ungefähr vom Tasso denken, indem uns gerade die Personen zu den beiden Hauptcharakteren fehlen. Dies mag unter uns bleiben, denn ich weiß wohl, Sie haben andere Nachrichten.“

Publikums nur ein Versuch sein. Der äußere Erfolg mit der Möglichkeit einer wenigstens zweiten Aufführung blieb aus, obwohl, wie Friederike Bethmann-Unzelmann dem Dichter berichtete, die Darsteller alles getan hatten, was in ihren Kräften stand, „diesem göttlichen Werk keine Schande zu machen“, so daß sie „auch vor den Augen des Meisters Gnade gefunden haben würden“¹⁴, und obwohl – nach Rahel Levins Zeugnis – der wirklich literarisch interessierte Teil des Publikums bei jener einzigen Aufführung zu seinem Recht gekommen war: „Ein einzig Publikum, Leute mit Büchern sitzen und hören's da. Junge Offiziere, gespannt wie in Schlachten, stehen und horchen. Meine Wonne! Es mußten 800 Menschen Goethen's Götterworte hören und in die Seele einnehmen.“¹⁵

Eine breitere Wirkung war „Tasso“ in Berlin erst beschieden, als mit dem Intendanten Graf Brühl ein im Weimarer Geist groß gewordener Theaterleiter und mit dem Ehepaar Wolff Goethes Musterschauspieler die künstlerische Richtung der Königlichen Schauspiele bestimmten¹⁶. Die Rolle des Tasso, die in Goethes mäßiger Bearbeitung auf das künstlerische Temperament seines Lieblingsschülers zugeschnitten schien, wurde von diesem in Berlin zum ersten Male am 30. Mai 1815 gespielt, und als Prinzessin stand damals Amalie Wolff auf der Bühne¹⁷. Eine Neuinszenierung am 22. März 1819 mit einigen Neubesetzungen hatte abermals das Ehepaar Wolff in seinen Paraderollen zum Mittelpunkt. Während die Kritik im allgemeinen auch im Jahre 1815 die Tatsache der Bearbeitung übersah¹⁸, weist die Besprechung des gründlicheren Karl Giesbrecht im „Dramaturgischen Wochenblatt“ nicht nur von vornherein ausdrücklich auf Goethes neuen Text hin¹⁹, sondern geht auch auf die Streichungen ein: „In

¹⁴ Brief Friederike Bethmann-Unzelmanns vom 26. 11. 1811. In: Karl Emil Franzos: Aus Goethes Briefwechsel mit Friederike Bethmann-Unzelmann. Deutsche Dichtung, Bd 9 (Oktober 1890 – März 1891) S. 254–256.

¹⁵ Brief Rahel Levins an Varnhagen von Ense vom 15. 12. 1811. In: Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Bd 2, 1874, S. 199.

¹⁶ Zwar verstummten auch jetzt die Stimmen noch nicht, die dem Ensemble und dem Publikum ein Verständnis für die weimarische Kunst absprachen. Der anonyme Verfasser der „Ansichten über das Berliner Theater bei Gelegenheit der Freimüthigen Bemerkungen eines Berliners über diesen Gegenstand“, Leipzig 1817, nennt S. 22–24 gerade den „Tasso“ als Beispiel für ein Versagen von Schauspielern und Publikum.

¹⁷ Außer diesen beiden Rollen wurde nur die der Leonore Sanvitale mit Fräulein Düring neu besetzt.

¹⁸ Haude und Spenersche Zeitung vom 30. 5. 1816. – Vgl. auch die Besprechungen des Jahres 1819, die der Haude und Spenerschen Zeitung am 25. März, die der Vossischen Zeitung am 27. März.

¹⁹ Die Überschrift in der Nr 24 vom 15. 6. 1816, S. 189–192 erschienenen Kritik gibt an: „Nach dem vom Dichter für die Darstellung eingerichteten Manuskripte“.

der vom Dichter selbst veranstalteten Einrichtung für die Bühne vermißten wir manches werthe Wort. Der Dichter wird die Gründe zu diesem Verfahren natürlich besser wissen als ich²⁰. Giesbrechts Aufmerksamkeit entging nicht einmal die geheime, die Titelgestalt und ihre Dissonanzen dämpfende Tendenz der einzelnen Retuschen, die sich heute an dem wiederaufgefundenen Text von Goethes Bühnenfassung eindeutig nachweisen läßt. Giesbrecht stellte nämlich fest: „Als vollendete Darstellung muß ich den Tasso des Herrn Wolff und den Antonio des Herrn Lemm ansehen. Wenn erster die Gegensätze zuweilen nicht genug hervorzuheben schien, wenn er den Tasso zuweilen zu liebenswürdig zu nehmen schien, so war der Grund davon zu suchen in den Änderungen, welche der Dichter selbst mit seinem Werke vorgenommen hat.“²¹

²⁰ Dramaturgisches Wochenblatt, S. 191.

²¹ Dramaturgisches Wochenblatt, S. 192.

Zur Datierung zweier Schiller-Briefe

Goethe sandte die Druckvorlage zur ersten Folge der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ an Schiller nach Jena. Der Begleitbrief¹ trägt das Datum „5. Dec. 1794“. Aus der nach Rechnungen zusammengestellten Liste der Postsendungen Goethes² geht hervor, daß Goethes Brief oder besser Paket „durch Expressen“ befördert wurde. Die Quittung dafür trägt offenbar ebenfalls den 5. Dezember als Datum. Im Begleitbrief fordert Goethe Schiller auf: „Schreiben Sie mir nur durch den rückkehrenden Boten: ob Ihnen etwas von einer Gespenstermäßigen Mystifications-Geschichte bekannt sey, welche vor vielen Jahren Mdle Clairon begegnet seyn soll?“ Goethe scheint also an einer schnellen Beantwortung der Frage gelegen zu haben. Schiller nimmt in seinem Antwortbrief³ darauf Bezug „Nach der Gespenstermäßigen Geschichte will ich mich mit dem heutigen Tage sogleich sorgfältig umthun. Ich habe nichts davon weder gelesen noch gehört“. Dieser Brief wird bisher nach Schillers eigenhändiger Angabe allgemein auf den 6. Dezember 1794 datiert. Wie erklärt sich aber die Divergenz der Briefdaten: 5. Dezember – 6. Dezember?

Drei Möglichkeiten der Erklärung sind zu prüfen:

1. Das Paket kam am 5. Dezember in Schillers Hände, und Schiller antwortete entgegen Goethes Bitte erst am 6. Dezember.
2. Das Paket erhielt Schiller erst am 6. Dezember, und er antwortete sogleich.
3. Der Antwortbrief Schillers ist falsch datiert, er stammt ebenfalls vom 5. Dezember.

Ad 1. Schillers Brief enthält keine Begründung für eine Verzögerung der Antwort. Hätte Schiller den Boten unverrichteter Dinge zurückkehren lassen, so hätte er sein Verhalten sicher in seinem Briefe erklärt. Dem Eingangssatz ist aber zu entnehmen, daß er *s o f o r t* antwortete: „Indem ich eben aus dem Bette steige, erhalte ich Ihr paquet zu meiner großen Freude und Beruhigung.“ Eine Fiktion späterer Zustellung wäre unter den gegebenen Umständen nicht aufrechtzuerhalten gewesen.

¹ WA IV 10, S. 210.

² WA IV 10, S. 429 ff.

³ Schillers Werke. Nationalausgabe, Bd 27, Weimar 1958 (= NA) Nr 75, S. 100 f.

Ad 2. Aus dem eben zitierten Satz muß aber im Zusammenhang mit dem Datum des Briefes geschlossen werden, daß Goethes „paquet“ erst am 6. Dezember in Jena ankam. Das ist zwar etwas merkwürdig, doch wäre denkbar, daß Goethe seine Sendung zu einem Zeitpunkt fertig gemacht hatte, der die Beförderung „durch Expressen“ nicht mehr am gleichen Tage, sondern erst am nächsten Morgen ermöglichte. Mit dieser Annahme scheinen sich bisher alle Briefherausgeber zufrieden gegeben zu haben. Ein Brief Schillers an Cotta steht dem aber entgegen! Es ist der Begleitbrief⁴ Schillers zu dem gleichen Manuskript Goethes. („Hier folgen die Erzählungen von Göthen, die für das Erste Stück der Horen bestimmt sind.“) Er ist von Schiller ebenfalls auf den 6. Dezember datiert. Der Brief enthält jedoch folgende Schlußsätze: „Die Post geht. Dieser Brief ist Freitags den 6. Dec. abgeschickt worden.“ Der 6. Dezember 1794 war aber ein Sonnabend, Freitag also der 5. Dezember. Wenn die Post Freitag ging, wie Günter Schulz als Herausgeber der Schiller-Briefe angibt⁵, dann muß der Brief schon am 5. Dezember geschrieben worden sein. Es ist auch wahrscheinlicher, daß sich Schiller im Datum irrte, als daß er den Wochentag verwechselte. Die Datumskorrektur der National-Ausgabe scheint demnach gerechtfertigt. Schiller konnte aber nicht am 5. Dezember ein Manuskript an Cotta weiterschicken, das er erst am 6. Dezember von Goethe erhielt. Stimmt die neue Datierung des Briefes an Cotta, muß das „paquet“ bereits am 5. Dezember in Schillers Hände gekommen sein. Damit entfielen auch die zweite Hypothese, und es bleibt zur Erklärung nur noch die dritte.

Ad 3. Daß Schiller Goethes Brief vor der Weitersendung des Manuskripts an Cotta beantwortete, dürfte durch die gebotene Eile – Dringlichkeit der Anfrage, wartender Bote – feststehen. Hat der zweite von zwei an einem Tage geschriebenen Briefen ein falsches Datum, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der erste falsch datiert wurde. Diese psychologische Wahrscheinlichkeit und die dargestellten sachlichen Beziehungen zwischen den beiden Briefen sprechen dafür, den Brief an Goethe gleichfalls auf den 5. Dezember 1794 umzudatieren.

Zu beachten ist jedoch außerdem, daß der als Nr 73 abgedruckte Brief Schillers an Körner⁶ ebenfalls das Datum des 5. Dezembers trägt. Da Schiller den Brief an Goethe nach seinem Eingangssatz als ersten an diesem Tage geschrieben hatte und der an Cotta wie der an Goethe falsch datiert ist, bleibt nach der dargelegten psychologischen Erwägung nur die

⁴ NA, Nr 74, S. 98 f.

⁵ NA, S. 310.

⁶ NA, Nr 73, S. 98.

Erklärung, daß der Brief an Körner als letzter der drei geschrieben wurde, nachdem Schiller das richtige Datum des Tages wußte. Eine Bemerkung Schillers über Goethes Erzählungen in diesem Briefe⁷ legt diesen Schluß ebenfalls nahe; sie ist nach Eingang der Druckvorlage von Goethe wahrscheinlicher, da erst dann feststand, daß Goethe an dem ursprünglichen Manuskript nur noch wenig geändert hatte⁸.

Der Brief Nr 75 wäre also auf den 5. Dezember 1794 umzudatieren⁹, und die vermutlich richtige zeitliche Reihenfolge der drei Briefe lautet: Nr 75, 74, 73.

Merkwürdigerweise wiederholt sich im Zusammenhang mit Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ der Vorgang der Falschdatierung eines Briefes durch Schiller und die Wiedergabe zweier Briefe in umgekehrter Reihenfolge. Die Druckvorlage der 6. Folge dieses Werkes für das 9. Stück der „Horen“ sandte Goethe am 21. August 1795 von Weimar nach Jena. Das geht aus dem datierten Begleitbrief und dem Postverzeichnis hervor¹⁰. Schiller sandte das Manuskript unmittelbar an Cotta weiter. Der Begleitbrief („Hier einstweilen einige Blätter zur Fortsetzung des Neunten St.“), von Jonas unter Nr 894 abgedruckt¹¹, ist zwar nicht datiert, aber aus Schillers Kalender ist das Datum – Freitag, den 21. August 1795 – zu entnehmen¹². Im Antwortbrief an Goethe (Jonas, Nr 895) schrieb Schiller: „ . . . und das ist auch Ihre h e u t i g e Mission. Ich wußte in der That nicht, was ich Cottaen, der Mscrpt für das 9te Stück nöthig hat, h e u t e senden sollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote senden mir zwar nur etwa 1/2 Bogen, aber doch genug um mit dem Apollo

⁷ „Von ihm [Goethe] findest Du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reyhe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das Erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern“ (NA, S. 98).

⁸ Schiller hatte das Manuskript zur Durchsicht erstmals am 27. November 1794 erhalten (WA IV 10, S. 207) und in seinem Antwortbrief einiges moniert (NA, Nr 70, S. 93 ff.). Am 5. Dezember 1794 schrieb dann Goethe: „Ich habe daran gethan was die Zeit erlaubte“ (WA IV 10, S. 210).

⁹ Auch Jonas korrigiert in seiner Briefausgabe (Schillers Briefe, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien o. J., Bd 4 [= Jonas] S. 487) das Datum des Briefes an Cotta und erwägt eine Umdatierung des Briefes an Goethe. Er verweist darauf, daß in beiden Briefen die Ausarbeitung des Avertissements am gleichen Tage angekündigt wird. – Daß Schiller den Brief schon erhielt, als er aufstand, obwohl Niederschrift und Beförderung dem vorausging, erklärt er mit dem durch Krankheit bedingten späten Aufstehen Schillers. Da Jonas aber nicht die einzelnen Erklärungsmöglichkeiten systematisch prüfte, blieb er bei einem „möglich ist“ stehen.

¹⁰ WA IV 10, S. 290 und 433.

¹¹ Jonas, S. 243.

¹² Jonas, S. 523.

einen ganzen auszumachen. Ich werde kaum Zeit haben dieses Mscrpt noch zu lesen, ob ich es gleich in orthographischer Rücksicht sorgfältig durchlaufen will.“¹³ Dieser Brief muß also vor der Absendung des Manuskripts, d. h. am gleichen Tage wie der Brief an Cotta geschrieben sein. Er trägt aber das widersprüchliche Datum „Freitag Abends 22 Aug.“. F. Jonas vergrößert die Verwirrung etwas, indem er im Briefkopf „Sonabend“ ergänzt, in den Anmerkungen aber – u. a. nach Schillers Kalender – in 21. August korrigiert¹⁴. Es dürfte nach dem bisher Dargelegten kein Zweifel bestehen, daß dieser Brief am Freitag, dem 21. August 1795, geschrieben wurde, Schiller ihn falsch datierte und er folglich vor dem an Cotta (Nr 894) einzuordnen ist.

¹³ Jonas, S. 243 f.

¹⁴ Jonas, S. 523 f.

Ein bisher unbekannter Besuch bei Goethe 1825

Christian Keller, auf den bereits Hans Wahl hingewiesen hat¹, wurde 1784 im oberschwäbischen Biberach geboren. Sein Vater war Weißgerbermeister und gehörte damit einer Zunft an, die bis zum Ausgang des 18. Jahrhundert Bedeutendes zum Wohlstand der alten Reichsstadt beitrug. Der Sohn erlernte das väterliche Handwerk, ohne jedoch Begeisterung für diesen Beruf aufzubringen. Daher fiel es ihm leicht, sich dem Porträtmaler Josef Finkel anzuschließen, der 1802 nach Biberach kam. Keller zeigte ihm einige Zeichnungen, „wie sie Jungen in der Knabenzeit zu machen pflegen“, und diese Versuche sowie die persönliche Neigung zu dem achtzehnjährigen Weißgerbersohn bewogen Finkel, ihn mit auf seine Reise zu nehmen. Wenngleich wir diesem Porträtmaler den Anstoß zur weiteren Entwicklung Kellers als Maler und Zeichner verdanken, kann er jedoch kaum als Lehrer gelten, da ihm selbst die nötige Ausbildung und das technische Können fehlten. Bald darauf trennten sich die Wege der ungleichen Reisegeossen.

Von 1804 bis 1806 besuchte Keller die Düsseldorfer Akademie, wo auch die für sein Leben entscheidende Begegnung mit Peter Cornelius stattfand. Mit diesem verband ihn eine Freundschaft, die in der gemeinsamen Italienreise 1811 ihren Höhepunkt und in der späteren Korrespondenz trotz räumlicher Trennung eine glückliche Fortsetzung fand. Der künstlerische Einfluß Cornelius' auf Keller darf jedoch nicht überschätzt werden; schon in der Themenwahl gingen die beiden Freunde völlig verschiedene Wege. Während Cornelius die Darstellung religiöser und historischer Motive bevorzugte, lag Kellers Stärke stets in der Landschaftszeichnung. Seine bisher bekannten Porträts lassen erkennen, daß sein Talent auf diesem Gebiet wesentlich schwächer ausgebildet war.

Am 30. August 1811 brachen Cornelius und Keller von Frankfurt aus auf und trafen am 14. Oktober in Rom ein, herzlich begrüßt von der deutschen Künstlerkolonie. In den kaum 1½ Jahren, die Keller dort verbrachte, kam er in enge Verbindung mit den Lukasbrüdern, die im verlassenen Kloster S. Isidoro Unterkunft gefunden hatten. Die angestrebte Aufnahme im Bund fand er jedoch nicht, weil er keine bedeutenden eige-

¹ Vgl. „Goethe“. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft, Bd 7 (1942), S. 77–82.

nen Werke vorlegen konnte. Er war aber dort einer der ersten deutschen Protestanten, die nach Zacharias Werner zum katholischen Glauben übertraten, und bewog auch Friedrich Overbeck zu diesem Schritt.

Bereits im Februar 1813 trat Xeller mit dem schwäbischen Maler Wintergerst die Heimreise an. Cornelius blieb in Rom und klagte über den Weggang seines Freundes: „Welche Lücke dieses in meinem Leben macht, kann ich nicht beschreiben.“²

In den folgenden Jahren wanderte Xeller durch Süd- und Westdeutschland, bis er sich im Februar 1817 in Heidelberg niederließ, um sich dort an den Restaurationsarbeiten in der Sammlung der Brüder Boisserée zu beteiligen. Diese hatte Xeller schon vor ihrer Übersiedlung nach Heidelberg in Köln kennengelernt. Die Arbeit bei den Boisserées hat zweifellos 1825 seinen Entschluß beeinflusst, Schlesinger und Koester nach Berlin zu folgen, um eine feste Anstellung als Restaurator bei den Königlichen Gemäldesammlungen anzunehmen. Auf jeden Fall erleichterte ihm die Wertschätzung, die er als Restaurator bei Sulpiz und Melchior Boisserée genoß, den Schritt von der selbständigen Malerei zur „Tagelohnarbeit“ des „Bilderrückers“, wie er sein Berliner Amt später geringschätzig nannte.

In Heidelberg verkehrte Xeller häufig im Hause des kunstsinnigen Verlegers Winter, wo er den Kindern auch Zeichenunterricht erteilte³. Er fühlte sich in Heidelberg wohl und war in seinem Freundeskreis ein gern-gesehener Gesellschafter. Als Xeller 1825 Heidelberg verließ, um nach Berlin zu gehen, schrieb der Universitätsbibliothekar Professor Kayser in sein Tagebuch: „... Wir verlieren den Umgang mit einem treuen, biederem Menschen recht ungern...“⁴

Von Heidelberg aus besuchte Xeller immer wieder Frankfurt, wo er bereits bei seinem ersten Aufenthalt 1810 Johann Jakob Willemer kennengelernt hatte. Diese Begegnung mag mit der Entstehung eines Porträts des Lautenspielers Christian Gottlieb Scheidler zusammenhängen, den Willemer schon bald nach der Aufnahme Mariannens in seinem Hause als deren Lehrmeister im Gitarrespiel bestellt hatte⁵. Scheidler gab zusammen mit Marianne ein Konzert für Napoleon und Josephine, als diese 1807 in Mainz weilten⁶. Das Porträt Scheidlers befindet sich heute im Historischen Museum in Frankfurt am Main und ist als einziges Bildnis mit Landschaftshintergrund von Xellers Hand erhalten.

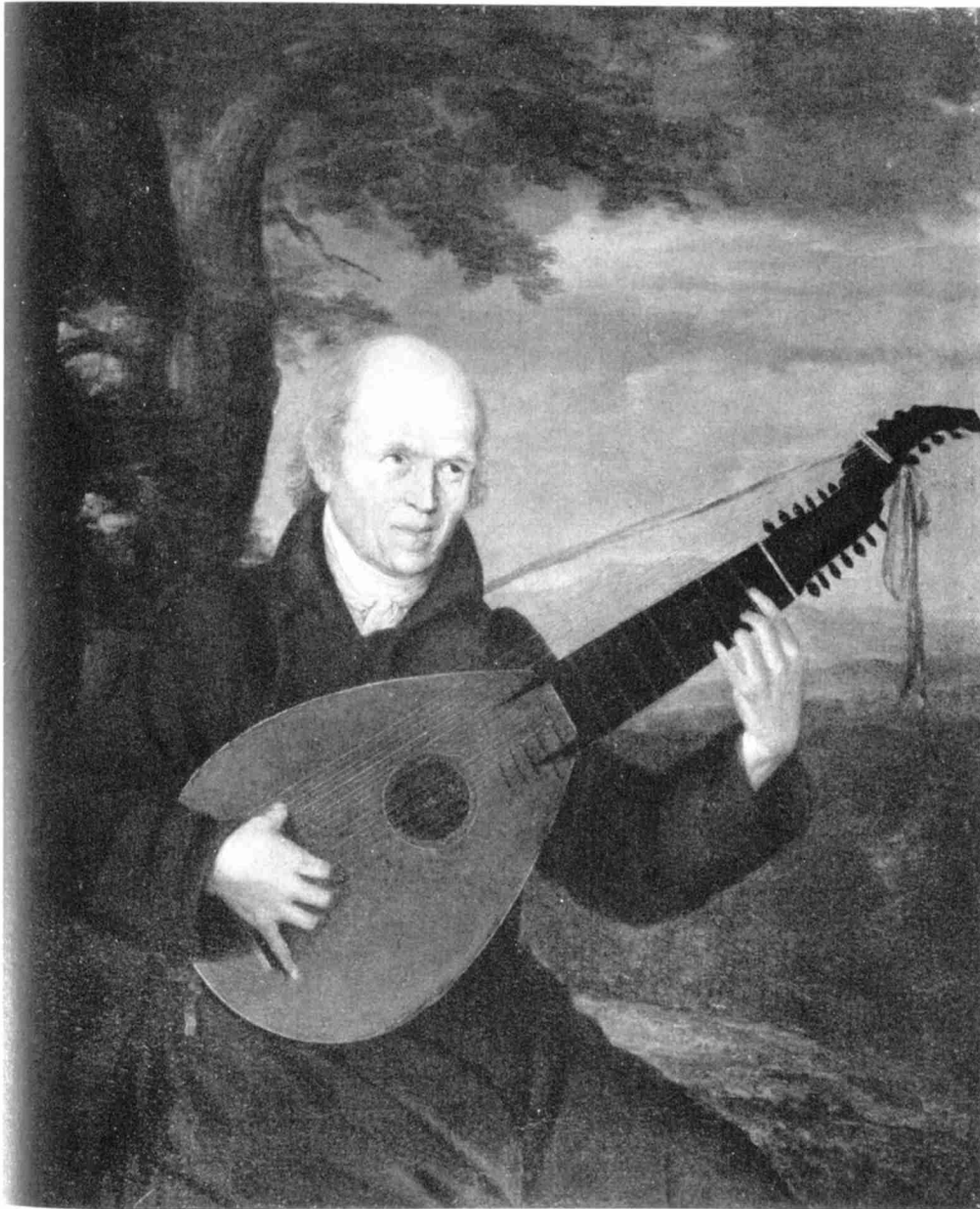
² Vgl. Ernst Förster, Peter von Cornelius, Berlin 1874, S. 151.

³ Vgl. Karl Lohmeyer, Heidelberger Maler der Romantik, Heidelberg 1935, S. 166.

⁴ Ebd. S. 179.

⁵ Vgl. Carmen Kahn-Wallerstein, Marianne von Willemer, Bern und München 1961, S. 26.

⁶ Ebd. S. 35.



Porträt des Lautenspielers Scheidler von Christian Xeller. Ölgemälde
(Zu Seite 344)

Der Entschluß Xellers, nach Berlin zu gehen, entsprang dem Wunsch nach einem geordneten Leben mit sicherem Broterwerb. „Es hat allerdings ein großes Opfer gekostet“, schrieb er 1825 in sein Tagebuch, „Palett und Pinsel ihrem eigenen Herrn den Dienst aufzusagen und einem anderen nun für Geld zu dienen“, aber die Einsicht, daß sein Talent zu einer sicheren Existenz als Maler nicht ausreichte, bestärkte ihn in seinem Entschluß. Am 14. Juli 1825 verließ er Heidelberg und fuhr nach Frankfurt, um auch dort von seinen Freunden Abschied zu nehmen.

Wie freundschaftlich Xeller den Willemer verbunden war, können wir daran ermessen, daß er auch sie vor seiner Abreise aufsuchte, um Lebewohl zu sagen. Da sein Weg über Weimar führen sollte, bat er Marianne um eine Empfehlung für Goethe. Sie zögerte nicht, diesen Wunsch zu erfüllen; sah sie doch darin eine Gelegenheit, ihren Freund erneut an die Abschiedsstunde auf dem Heidelberger Schloßberg im September 1815 zu erinnern. So bat sie Goethe in ihrem Brief, eine Zeichnung Xellers vom Heidelberger Schloß, die er dem Dichter überreichen soll, zu den „Strophen über die Ruinengärten“ zu legen: „Euch grüß ich, weite lichtumfloßne Räume, dich, alten reichbegränzten Fürstenbau . . .“⁷

Der Brief Mariannens ist seit der ersten Creizenach-Ausgabe 1877 stets „August 1825“ datiert worden. Diese Angabe muß nun korrigiert werden. In seinen Tagebüchern, die jetzt im Besitz der Stadt Biberach an der Riß sind, nennt Xeller einige Daten seiner Reise von Heidelberg nach Berlin. Er verließ die Neckarstadt am 14. und Frankfurt am 20. Juli 1825. In diesem Zeitraum muß der Brief geschrieben worden sein.

Als Xeller in Frankfurt den Postwagen bestieg, sah er sich in Gesellschaft eines Ehepaares mit Kind. Man kam ins Gespräch und stellte sich vor: der Reisegenosse war der Hofschauspieler Friedrich Wilhelm Lemm⁸ aus Berlin mit seiner Familie, der ebenfalls die Absicht hatte, Goethe einen Besuch abzustatten. Lemm konnte sich der Gunst Goethes wegen seiner hervorragenden Interpretation des Antonio im „Tasso“ erfreuen; stolz zeigte er Xeller einen Brief des Dichters, der den Empfänger scherzhaft-aner kennend „Antonio Lemm“ titulierte hatte. Xeller und Lemm beschlossen, Goethe gemeinsam zu besuchen.

Diese Einzelheiten und die nachfolgende Schilderung des Besuchs waren bisher unbekannt. Obwohl die Tagebücher bereits längere Zeit in Biberacher Privatbesitz waren und offensichtlich auch bereits zwischen 1930 und 1940 von verschiedenen Autoren als Quelle benutzt wurden, ist der

⁷ Vgl. Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, Stuttgart 1877, S. 199–200.

⁸ Friedrich Wilhelm Lemm (1782–1837), Sohn eines angesehenen Berliner Bürgers, Schüler Ifflands.

Besuchsbericht unbeachtet geblieben. So mußte Wahl in seinem Aufsatz 1942 zu der Vermutung kommen, „daß ihm [Xeller] vielleicht trotz Marianens ‚demütiger Bitte‘ nicht einmal sein ‚heißer Wunsch‘, den Dichter zu sehen, erfüllt worden ist.“⁹ Mit der Veröffentlichung des Textes aus Xellers Tagebuch wird dieser Zweifel beseitigt:

„Wir gingen abends vier Uhr uns melden. Seine Exzellenz waren noch bei Tisch in Gesellschaft mehrerer Freunde, wir wurden in einer Stunde beschieden. Als wir um fünf Uhr kamen, wurden wir vorgelassen. Ich hatte beim Anmelden Brief und Zeichnung übergeben lassen durch Herrn Eckermann. Wir hätten nicht ungünstiger kommen können. Er hatte seinen Mittagsschlaf noch nicht gehalten und war bei Tisch, wie uns nachher Herr Eckermann erzählte, sehr mürrisch über gewisse Dinge, die vorgefallen und die ihn sehr verstimmt haben sollen. Es betraf eine Menge Anordnungen zum Jubiläum des Fürsten, welches im September gefeiert werden soll. Herr von Goethe schien aber gegen Fr[ankf.] Freunde nicht unartig sein zu wollen und sicher hätte ich ohne den Brief – die Zeichnung ist gar nicht erwähnt worden – abziehen können. Herr Lemm ärgerte sich über den schnöden Empfang, denn Goethes Fragen an ihn klangen mehr als abwesend und sonderbar. Mich hingegen hat es heimlich amüsiert, eines- teils meinen Zweck erreicht zu haben, andernteils dieses und noch manches andere zu bemerken, woran der große Goethe wohl schwerlich gedacht. Es ist doch ein fatales Ding, so ein Renomee zu haben, um sich von Fremden angaffen zu lassen. Indessen aller Scherz beiseite, denn mir war es viel wert, ihn – wenn auch nur auf einige wenige Minuten – zu sehen; das Sprechen wollt ich ihm gern erspart haben, es waren nur allgemeine Fragen: wo ich mein Studium gemacht, wie lange ich in Rom gewesen bin, über Restauration, die Boisserées und dergleichen. Darüber, werden Sie sagen, wird Ihr Eindruck von ihm nicht sehr günstig, noch vollständig von einem Mann sein, der doch als Mensch und Künstler gleich interessant ist. Mir aber war es hinreichend, um in meiner Vorstellung von ihm manches zu berichtigen, was ich vom Hörensagen von seinem Leben als auch von seinen Werken mir habe vereinigen können. Das Wie und Was muß ich mir aber mündlich vorbehalten, es könnte leicht in einem Brief miß- verstanden werden. Dem lieben Mütterchen danke ich vorderhand für ihre gefällige Bemühung und Ihrer wertesten Freundin bleibe ich jetzt so lange dankbar, bis ich's abgetragen. Das Beste an der Sache war mir dies, und, wie Sie wissen, auch die Ursache und Wunsch, ihn persönlich mit all den Bildern, Büsten und Kupferstichen zu vergleichen, von welchen mich außer der Rauch'schen Büste keine befriedigt. Ein Porträtmaler, wenn er

⁹ Vgl. „Goethe“. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft, Bd 7 (1942), S. 78.

es versteht, muß augenblicklich wissen, ob ein Bild ähnlich, und noch mehr: ob die Individualität glücklich aufgefaßt sei. In Vergleichung mit der Natur hatte ich ganz recht geurteilt, so wie ich ihn mir gedacht, so war seine Erscheinung, nur aber mit dem Vorteil der lebendigen Bewegung, die natürlich das beste Konterfei nicht zu geben imstande ist. Etwas aber ist in seinem Gesicht, das weder ein Maler noch ein Bildhauer geben kann und was ich nicht vergessen werde. Wenn ich einmal wieder nach Frankfurt komme, kann ich Ihnen mehr darüber sagen, als ein Brief vermag.“

Soweit der Bericht Xellers. Es ist zu erkennen, daß es sich um einen Brief-Entwurf handelt; der Adressat ist jedoch unbekannt.

Am 3. August 1825 traf Xeller in Berlin ein. Da weitere Notizen von dieser Reise am 26. Juli in Leipzig und am 27. Juli in Oschatz niedergeschrieben wurden, mag der Besuch bei Goethe am 24. oder 25. Juli 1825 erfolgt sein.

In Berlin traf Xeller wieder mit Hegel zusammen, den er bereits von Nürnberg und Heidelberg her kannte. „Ich kam persönlich mit ihm in solche Berührung“, vermerkt Xeller 1835 in seinem Tagebuch, „daß ich unbedingt mich stets aufgefordert fühlte, ihm mein Innerstes zu offenbaren . . . Hegel war von der Natur und Eigenschaft, daß er mich mit halben Worten verstand, so als wenn er in meiner Seele hätte lesen können.“

Bei der letzten Geburtstagsfeier Hegels am 27. August 1831 gehörte auch Xeller zur Schar der Gäste, die wegen der zu dieser Zeit in Berlin wütenden Cholera außerhalb der Stadt in einem Gasthaus zusammengekommen war. „Der Maler Xeller würzte mit seiner schwäbischen Gutmütigkeit und seinem innigen Lächeln den Genuß der Witze, die gemacht wurden . . .“¹⁰ Keiner der Gäste ahnte, daß nicht einmal drei Monate später Hegel ein Opfer der Cholera werden würde.

Welche Bedeutung hat Xeller als Künstler? Annähernd 100 Landschaftszeichnungen werden in deutschen Museen aufbewahrt und lassen eine kritische Beurteilung zu. Die italienischen Blätter gehören zu den schönsten Zeugnissen deutscher Landschaftsromantik und stehen gleichartigen Arbeiten seiner Zeitgenossen Koch, Fohr oder Klein kaum nach. Hans Wahl war mit Recht vom künstlerischen Wert der ihm bekanntgewordenen Blätter überrascht. Für die italienischen wie auch für die westdeutschen Zeichnungen gelten die Worte Grote gleichermaßen, der Xellers Nürnberger Ansichten „zu den schönsten Dokumenten romantischer Empfindung und deutscher Zeichenkunst“¹¹ rechnet.

¹⁰ Karl Rosenkranz, G. W. F. Hegels Leben, Berlin 1844, S. 419.

¹¹ Ludwig Grote, Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt!, in: Eine Gabe der Freunde für Carl Georg Heise zum 28. 6. 1950, Berlin 1950, S. 197.